



Die Sonne scheint, es grünt und blüht und fliegt und summt – der Frühling ist da! Auf unserem Titelbild sehen wir Schwestern des Sarataer Alexander-Asyls, die im Mai 1929 mit ihren Waisenkindern einen Ausflug nach Bad Burnas ans Schwarze Meer gemacht haben. Wie dagegen Alida Schielke-Brenner das Frühlingserwachen in ihrem Dorf erlebt hat, beschreibt sie in ihrem Gedicht „Frühling im Dorf“, zu lesen auf Seite 24

Bild: Archiv des Bessarabiendeutschen Vereins

Aus dem Inhalt:

Aus dem Museum – Das Konfirmationsgeschenk – ein Kaffeeservice

Seite 15

Einladung zum 45. Bundestreffen

Seite 4

Schulunterricht in Zeiten des Krieges

Seite 18

Von Akkerman auf die Krim

Seite 8

Ablösung des Bundesbeauftragten Dr. Bernd Fabritius

Seite 18

Inhalt:

Der Bessarabiendeutsche Verein e.V.

Renate Kersting 80 Jahre..... 3

Vereinsleben / Veranstaltungen

Einladung zum Friedenstaler Heimattag 2022..... 3

Einladung zur Buchvorstellung..... 3

Einladung zum 45. Bundestreffen..... 4

Kontakte zur früheren Heimat

Dankschreiben aus Akkermann..... 5

Dankschreiben von Veronika Muratkova..... 5

Erinnerungen

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 9a. 6

Von Akkerman auf die Krim..... 8

Im christlich-jüdischen Gespräch (Teil 2)..... 11

Geschichte und Kultur

Akkerman – Buch des Gedenkens – Jiskor-Book..... 14

Aus dem Museum: Das Konfirmationsgeschenk – ein Kaffeeservice..... 15

Aus dem Intelligenzblatt von 1820..... 16

Bilder des Monats Mai..... 17

Bessarabien heute

Die Einstellung der ukrainischen Bevölkerung zum Krieg..... 18

Schulunterricht in Zeiten des Krieges..... 18

Über den Tellerrand

Ablösung des Bundesbeauftragten Dr. Bernd Fabritius .. 18

Ex-General warnte Putin früh vor einer Katastrophe..... 19

Russlands Invasion – weltweite Auswirkungen..... 20

Zusätzliche Hilfe für die Republik Moldau..... 20

Stand Aktion Nothilfe für Deutsche aus der Ukraine..... 20

Bundeskanzler Scholz telefoniert mit dem ukrainischen Präsidenten Selensky..... 21

Der Ukraine-Krieg – eine der größten Herausforderungen..... 21

Krieg in der Ukraine – Ökonomischer Schock für Moldau..... 21

Eine historische Blaupause vor 83 Jahren..... 22

Dobrudschadeutsche

Als Missionar in der Dobrudscha..... 23

Gedicht: Frühling im Dorf..... 23

Kirchliches Leben

Bisher wurden 44 Sakralbauten beschädigt..... 24

Bischof Schwartz in Charkiw..... 24

Ukraine: Erstes Kloster verlässt das Moskauer Patriarchat..... 24

Der Monatsspruch Mai 2022..... 24

Predigt zu Rut 1, 1-17..... 25

Familienanzeigen / Impressum..... 26–28

Termine 2022

12.05.2022	Buchvorstellung „Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung“ um 18 Uhr im historischen Rathaus in Lauingen (Donau)
28.05.2022	Begegnungstag in Herzberg am Harz. Die Klöstler laden alle Bessaraber ein. Fällt aus.
19.06.2022	Bundestreffen 2022, „200 Jahre Sarata – Bessarabien im Wandel“
03.09.2022	200-Jahr-Feier in Sarata, Bessarabien
15.10.2022	Friedenstaler Heimattag, ab 10.00 Uhr, Ludwigsburg-Pflugfelden



Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 2. Juni 2022

Redaktionsschluss für die Juni-Ausgabe ist am 15. Mai 2022

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

Renate Kersting 80 Jahre



Renate Kersting im Gespräch beim Ostdeutschen Ostermarkt

Man mag es kaum glauben: am 29. Mai 2022 wird Renate Kersting 80 Jahre alt. Dabei ist sie immer so jugendlich frisch und gut gelaunt, von Alter keine Spur.

Renate Kersting gehört zum Urgestein im Heimathaus. Sie ist schon seit den 90er Jahren mit dabei, als Delegierte, Beisitzerin im Vorstand, Stellvertretende Vorsitzende. Als ehrenamtliche Mitarbeiterin hat sie schon alle Aufgaben im Haus ausgeübt, in der Geschäftsstelle ebenso wie im Museum, hat unzählige Führungen gemacht, die Bibliothek geleitet und den Buchversand betreut. Wenn es irgendwo eng wird, ruft man sie, sie kann alle Rollen ausfüllen, und tut es mit spürbarer Freude.

Renate Kersting gehört zu denen, die nicht gerne viel von sich hermachen. „Es muss nicht jeder alles von mir wissen“, sagte sie, als wir sie für eine Geburtstagshommage interviewen wollten. Da bleibt uns nur, herzlichen Dank zu sagen.

Liebe Renate,
wir danken Dir für mehr als 25 Jahre Engagement für unsere gemeinsame Sache, die Geschichte und Kultur unserer bessarabiendeutschen Vorfahren zu erhalten. Zu Deinem besonderen Geburtstag wünschen wir Dir alles Gute, weiterhin gute Gesundheit, Schaffenskraft und Lebensfreude, und dazu Gottes reichen Segen.

*Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins
Brigitte Bornemann, Dr. Hartmut Knopp, Renate Nannt-Golka, Egon Sprecher, Erika Wiener*



Einladung zum Friedenstaler Heimattag 2022

**am Samstag, den 15. Oktober 2022 – Beginn: 10.00 Uhr
im Hotel Goldener Pflug,
Dorfstraße 2-6, 71636 Ludwigsburg-Pflugfelden**

Liebe Friedenstaler und Bessarabiendeutsche, liebe Nachfahren und Freunde von Friedenstalern und Bessarabiendeutschen,

nach einer coronabedingten Pause findet 2022 wieder ein Friedenstaler Heimattag statt. Der Heimatausschuss lädt sehr herzlich zur Teilnahme ein. Das Programm wird rechtzeitig bekannt gegeben. Im Mittelpunkt soll das gesellige Beisammensein stehen. Der Heimattag findet erstmals im Hotel Goldener Pflug in Pflugfelden statt. Für das leibliche Wohl ist also gesorgt. Es gibt Mittagessen und nachmittags wie immer Kaffee und Hefekranz.

Der Eintritt ist kostenlos. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Der Friedenstaler Heimatausschuss würde sich über eine zahlreiche Teilnahme freuen. Bitte geben Sie/Ihr die Einladung an Verwandte, Freunde und alle anderen weiter, die das Mitteilungsblatt nicht regelmäßig lesen.

Bitte beachten Sie/Ihr die Coronaregeln. Wie diese im Oktober 2022 aussehen, ist heute noch nicht bekannt. Bitte erkundigen Sie/Ihr sich rechtzeitig vor dem Heimattag.

Bei Rückfragen aller Art wenden Sie/Ihr sich bitte an den Vorsitzenden des Friedenstaler Heimatausschusses:

*Manfred Ross, In den Hofäckern 6, 71726 Benningen
Tel.: 01525-780 1868, E-Mail: manfred.ross@gmx.de*

Begegnungstag in Herzberg am Harz.

Das Treffen musste, wegen zu wenig Anmeldungen, abgesagt werden.



Einladung zur Buchvorstellung

Der Historische Verein Dillingen und der Autor Johannes Moosdiele-Hitzler laden Sie ein zur feierlichen Präsentation des Buches

Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung

Die Ritterherrschaft Bächingen zwischen „lutherischem Spanien“ und „schwäbischem Rom“ (Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns, Band 99, hrsg. vom Verein für bayerische Kirchengeschichte)

**am Donnerstag, 12. Mai 2022,
um 18 Uhr**

im Festsaal des historischen Rathauses,

Herzog-Georg-Straße 17,
89415 Lauingen (Donau).

Herzliche Einladung zum 45. Bundestreffen

Am 19. Juni 2022 im Kursaal Bad Cannstatt
Königsplatz 1, 70372 Stuttgart

200 Jahre Sarata – Bessarabien im Wandel

Wir spannen den Bogen zwischen dem historischen und dem heutigen Sarata. Wir schmieden Pläne für den ersehnten Frieden. Wie kann sich unser Engagement für die Menschen in Bessarabien und der Dobrudscha in Zukunft gestalten?—Wir erwarten auch Gäste und Redner aus der Ukraine, die heute noch nicht namentlich genannt werden können.

Programm

Der Kursaal ist ab 9:00 Uhr geöffnet. Wir bitten darum, die Plätze bis 9:45 Uhr einzunehmen.

Festakt am Vormittag

9:50	Bläservorspiel Stadtkapelle Esslingen
10:00	Begrüßung Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende
10:10	Andacht Pfarrer i.R. Karl-Heinz Ulrich
10:30	Grüßworte Dr. Frank Nopper, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Stuttgart N.N., Vertreter der Ukraine und der Republik Moldau
10:50	Musikalisches Zwischenspiel N.N., Ukrainische Volkslieder
11:00	Festansprache Thomas Strobl, Innenminister und Vertriebenenbeauftragter des Landes Baden-Württemberg
11:30	Totengedenken Prof. Siegmund Ziebart Heimatlied der Bessarabiendeutschen Europahymne Danksagung Dr. Hartmut Knopp, Bundesgeschäftsführer
12:00	Mittagessen Maultaschen mit Kartoffelsalat und grünem Salat Zeit für Begegnungen und Gespräche

Programm am Nachmittag

14:00	Großer Kursaal Bildervortrag: Was tut sich in Sarata N.N. Jugendaustausch Bad Urach – Bessarabien, N.N. Volkstanzgruppe mit schwäbischen und ukrainischen Jugendlichen
14:00	Thouretsaal Impulsvorträge und Gespräch: Was tut sich in Bessarabien und der Dobrudscha? Projekte für Humanitäre Hilfe, Bildung und Kultur, Regionalentwicklung.
15:00	Kaffee und Kuchen
15:30	Großer Kursaal 100 Jahre Kulturhistorisches Museum der deutschen Kolonisten Bessarabiens in Stuttgart und in Sarata Olaf Schulze, N.N.
15:30	Thouretsaal Fortsetzung: Was tut sich in Bessarabien und der Dobrudscha?
16:30	Abschlussveranstaltung Volkstanzgruppe mit schwäbischen und ukrainischen Jugendlichen Résumé: Was brauchen die Menschen in Bessarabien von uns? Abschlusslied: Kein schöner Land Reisesegen Egon Sprecher, Stellv. Vorsitzender
17:00	Ende



Angebote während des ganzen Tages im Foyer und im Wandelgang:
Büchertisch – Bessarabische Spezialitäten (Wein, Cognac, Halva) – Familienkunde
– Verzeichnis der Auswanderer aus Deutschland (1814–1840)
– Informationen über Studienreisen nach Bessarabien – Fotoausstellungen

Eintritt: Wir erheben einen Eintritt von € 12,00. Darin enthalten ist die Festschrift, die wir zum 45. Bundestreffen herausgeben. Essenmarken für das Mittagessen können beim Eintritt erworben werden.

Anfahrt: Der Kursaal Bad Cannstatt ist gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar (Linie U2, Haltestelle Kursaal) Parkplätze stehen auf dem Cannstatter Wasen zur Verfügung. Ein Shuttlebus zum Kursaal wird eingerichtet.

Dankschreiben aus Akkermann

Sehr geehrter Herr Simon!

In dieser für die gesamte Ukraine schwierigen Zeit möchte ich Ihnen und dem Bund der Bessarabiendeutschen in Stuttgart, dem Volk der Bundesrepublik Deutschland und allen Menschen, die an der Organisation der humanitären Hilfe für Bilhorod-Dnistrovskiyi beteiligt waren, für Ihre Anteilnahme gegenüber den Problemen unserer Stadt und vor allem für die Fürsorge für die Einwohner unserer Stadt danken!

Dank Ihrer Unterstützung hat Bilhorod-Dnistrovskiyi humanitäre Hilfe in Form von Nahrungsmitteln und lebens-

notwendigen Gütern erhalten, die wir zu Produktpaketen zusammengestellt haben und all jenen zur Verfügung stellen, die Hilfe benötigen.

Diese rechtzeitige Hilfe ermöglichte es unserer Stadt, die Folgen der Feindseligkeiten zu mildern, und gab den Einwohnern und Binnenvertriebenen, die in Bilhorod-Dnistrovskiyi ankamen, die Kraft, die schrecklichen Prüfungen zu überstehen, die das ukrainische Volk traf.

Wir glauben, dass in naher Zukunft in der Ukraine wieder Ruhe und Frieden herrschen werden, dass wir alle zum normalen

Leben zurückkehren werden und dass unsere weitere Zusammenarbeit mit Ihnen auf die Entwicklung nachhaltiger internationaler Beziehungen und die Durchführung gemeinsamer Projekte ausgerichtet sein wird!

Wir nutzen die Gelegenheit, Ihnen und dem Bund der Bessarabiendeutschen in Stuttgart Erfolg und Wohlergehen zu wünschen, und den Bürgern der Bundesrepublik Deutschland Gesundheit und Wohlstand!

Mit freundlichen Grüßen,

Sekretär des Stadtrats Oleksandr

Dankschreiben von Veronika Muratkova

Anm. d. Übersetzers: Wir sollen bedenken, dass dieser Brief am 14. Februar, gerade noch 10 Tage vor dem aktuell tobenden Krieg in der Ukraine, von Veronika Muratkova geschrieben und per E-Mail versendet wurde. Aktuell befindet sich Vera mit allen unseren dort lebenden Freunden in großer Gefahr.

Liebe Freunde, verehrte Mitglieder des Vereins der Bessarabiendeutschen, liebe Nachkommen unserer Landsleute, der Vorfahren der Bessarabiendeutschen Kolonisten!

Ich danke Ihnen für die Ehre, Mitglied in Ihrer Gesellschaft zu werden und das Mitteilungsblatt regelmäßig bekommen zu dürfen. Ich freue mich sehr darüber, denn es wird mir ermöglichen, engere Verbindungen und Kontakte mit Ihnen zu knüpfen.

Seit mehr als 30 Jahren verbindet mich eine große Freundschaft mit einigen deutschen Kolonisten und ihren Nachkommen. Diese Freundschaft inspiriert mich und ermöglicht es mir, die Geschichte der Bessarabiendeutschen, dieser wahrhaft heldenhaften ethnischen Gruppe von Einwanderern aus Deutschland, immer tiefer zu erforschen.

Nach 1940 stand fast fünfzig Jahre lang eine Mauer zwischen uns. Es gab Jahre der Zerstörung und der Missverständnisse, Verbote von Treffen und so weiter. Doch dann kam das Jahr 1991. Die Berliner Mauer und die „Mauer“ zwischen uns sind gefallen. Wir hatten die Gelegenheit, uns zu treffen, Ihre Bücher und Zeitschriften zu lesen und uns gegenseitig zu besuchen – das ist großartig.

Große Verdienste um die Stärkung unserer freundschaftlichen Beziehungen kommen Edwin und Olga Kelm, Kuno Lust, Günter Vossler und vielen anderen zu. Willi und Irene Müller waren immer unsere Ehrengäste in Dennewitz. Sie brachten Spenden, die in Deutschland von den Bessarabiendeutschen gesammelt wurden,

und halfen uns bei der Restaurierung der Kirchenkuppel und der Getreidemühle.

Arnold Müller schrieb das Buch „Dorfchronik“ über Dennewitz und schenkte es uns zum 175-jährigen Bestehen des Dorfes. Sie brachten uns Bücher und veranstalteten gemeinsame Jubiläumsfeiern mit unseren Dorfbewohnern. Und es gab immer humanitäre Hilfe. Wiederholt besuchte uns auch Eduard Schlauch mit seiner Familie. Zurzeit besuchen uns Werner Schabert, Viktor Fritz und Simon Nowotni. Im Namen aller Einwohner des Dorfes möchte ich Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung danken. Wir wissen das sehr zu schätzen. Doch die Zeit vergeht, und die Ereignisse rücken in immer weitere Ferne. Freunde gehen, ohne sich zu verabschieden. Schriftsteller Ray Bradbury sagte: „Es gibt keinen Tod als solchen, wo es Erinnerung und Gedenken gibt“.

Vorbei sind die Zeiten von Not und Zerstörung. Die Schönheit der zerstörten Kirchen ist nicht wiederzugeben, in den meisten Fällen finden die Gäste aus Deutschland die Gräber ihrer Vorfahren nicht. Das ist traurig und bedauerlich. Nur die Erinnerung verhindert, dass das Leben früherer Generationen in Vergessenheit gerät. Die Arbeit Ihrer Gesellschaft ist in dieser Richtung von unschätzbarem Wert: Die Einrichtung von Kulturzentren zur Bewahrung des kulturellen und materiellen Erbes ist ein wesentlicher Bestandteil dieser Arbeit. Die Arbeiten von Ute Schmidt, die Bücher über Bessarabien schreibt, und von Ira Peter, einer Journalistin, die die Region Odessa und Bessarabien bereist und wun-

derbare Berichte und Artikel schreibt, sind von unschätzbarem Wert. Werner Schabert erfreut mit den Artikeln über die Geschichte der bessarabischen Dörfer, über Begegnungen in der Heimat der Vorfahren und Publikationen über sie. Das alles ist großartig. Aber es gibt meiner Meinung nach noch einen weiteren wichtigen Aspekt dieser Arbeit – die Schaffung von Museumshöfen an den Orten, an denen deutsche Vorfahren in Bessarabien gelebt haben, und den Ethno-Tourismus. Es ist notwendig, die verlorene Verbindung der Generationen wiederherzustellen, die Jugend soll das heldenhafte Leben der Vorfahren kennen lernen und wo, wenn nicht auf dem sagenumwobenen Land von Bessarabien, ist dies möglich.

Die Aktivitäten der Vereinigung „Zlagoda“ in Sarata zur Restaurierung des Friedhofs sind bewundernswert. Dieses Beispiel sollte auf alle Orte ausgedehnt werden, an denen Bessarabiendeutsche Kolonisten lebten. Die Nachkommen sollten sehen, wo ihre Vorfahren begraben sind.

Das Edwin-Kelm-Museum in Mirnopolje – Friedenstal – ist ein bemerkenswertes Kulturerbe. Ich war bei der Eröffnung dabei – es war ein Fest. Alles sollte bewahrt und geschützt werden.

Was tun wir in dieser Richtung in Dennewitz? Wir sind reich an kulturellem Erbe – wir haben eine Kirche der evangelisch-lutherischen Gemeinde, die innen und außen in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben ist. Wir reparieren und konservieren sie. Um sie herum wurde ein neuer Zaun errichtet. Dort finden die orthodoxen Gottesdienste statt. Der Fried-

hof, auf dem Bewohner des Dorfes Dennewitz aus den Jahren 1834-1940 begraben sind, wird derzeit gepflegt. Eine Gedenkstätte zu ihren Ehren wird im Frühjahr errichtet werden. Im Haus der ehemaligen deutschen Bewohner des Dorfes (Gottlieb Haage) befindet sich ein Gutsmuseum. Das Haus wurde 1925 gebaut und ist in relativ gutem Zustand. Seit 30 Jahren sammle ich Informationen über die Geschichte der Menschen in Dennewitz aus der Zeit von 1834-1940. Oft kommen Touristen, die sich sehr für das frühere Leben ihrer Vorfahren interessie-

ren. Hier ein Bericht über einen Besuch in Dennewitz im Jahr 2019: „Ein großes, herzliches Dankeschön für Ihre Gastfreundschaft, wir hatten einen sehr guten Urlaub. Vielen Dank an Veronica, Raisa und andere. Raisa zeigte uns den Friedhof, die Kirche und das deutsche Heimatmuseum. Es war sehr interessant für uns, weil wir sahen, wie unsere Vorfahren in Bessarabien lebten. Es war sehr schön, Sie kennenzulernen und einen Rundgang durch das Dorf zu machen. Mit freundlichen Grüßen Birgit und Herbert, sowie Werner und Samantha Schabert“.

Wir möchten uns im Namen der Dorfbewohner ganz herzlich für die finanzielle Unterstützung im Jahr 2021 bedanken. Es wird uns helfen, unsere Pläne zur Erhaltung und Erforschung des materiellen und kulturellen Erbes der legendären Bessarabiendeutschen umzusetzen. Besuchen Sie uns, wir sind trotz aller Hindernisse immer zur Zusammenarbeit bereit.

*Veronika Muratkova
Dennewitz, den 14.02.2022
Übersetzung: Viktor Fritz*

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 9a

Teil 8c finden Sie im Mitteilungsblatt Februar 2022, Seite 7 f.

Winand ist es gelungen, seine Erinnerungen zum Aufbruch nach Amerika mit den Problemen, die es hier in Deutschland zu bewältigen galt, und seine ersten Eindrücke zur Ankunft in Amerika in seiner bewährten Art zu berichten akribisch aufzuschreiben.

Egon und Helga Sprecher

WINAND JESCHKE

Aufbruch nach Amerika

Irgendwann im Frühjahr 1951 bekamen wir Nachricht von Herrn Burkard, dass in der Ülzener Zeitung ein Anzeige erschienen sei, in der Leute gesucht würden, die nach Amerika auswandern wollten, um dort auf dem Lande zu arbeiten, und dass er sich schon angemeldet hätte. Mein Vater sagte zu uns, dass wir durch den Krieg zweimal alles verloren hätten, und dass man in Növenthien als gewöhnlicher Landarbeiter wahrscheinlich nicht schnell hoch kommen könnte, und dass es in Amerika auf dem Lande auch nicht schlechter sein könnte als in Deutschland. In den nächsten Tagen fuhr er nach Ülzen und meldete sich zur Auswanderung nach Amerika an. Herr Burkard, der inzwischen seinen Keller fertig hatte und auch schon mit seiner Familie darin wohnte, sagte seine Auswanderung ab. Er hatte jetzt eine ständige Arbeit, und am Haus ging es auch gut vorwärts, überall in Deutschland konnte man sehen, dass es mit der Wirtschaft langsam aufwärts ging. So fühlte er sich hier mehr gesichert als in der ungewissen Fremde, wo eine andere Sprache gesprochen würde.

Die Vorbereitung – ein Hin und Her

Drei Wochen nach der Anmeldung bei der Auswanderungskommission bekamen wir die ersten Formulare zum Ausfüllen. Einige Wochen nachher erhielten wir Be-

scheid, in einem Auswanderungslager in Wentorf bei Hamburg zu erscheinen. Gleichzeitig wurde auch der Termin festgelegt, an dem wir an einem bestimmten Tag im Juni 1951 um 10 Uhr in Ülzen auf dem Bahnhofvorplatz erscheinen sollten. Um 9:30 Uhr mit dem Bus von Suhlendorf dort angekommen, stellten wir uns, wenn man auf der hinteren Seite aus dem Bahnhof herauskommt, gleich rechts neben einer Mauer auf, wo auch schon ein paar Familien warteten. Mit der Zeit sammelten sich noch andere Familien an derselben Stelle an. Um 10 Uhr kam ein Mann zu uns und fragte kurz: „Auswanderer?“ Als jemand bejagte, führte er uns alle zum Zug, der gerade einlief. Es ging in Richtung Hamburg. In Lüneburg stieg noch eine Gruppe dazu. Auf dem Hauptbahnhof in Hamburg angekommen, machte jemand einen Telefonanruf. Eine halbe Stunde später kam ein großer Lastwagen an, mit dem wir dann ins Lager Wentorf gebracht wurden. Dieser Lastwagen machte noch ein paar Fahrten zum Bahnhof, um andere Auswanderer zu holen.

Wentorf war ein großes Kasernenlager, das von Leuten wimmelte. Es müssen tausende Menschen da gewesen sein und scheinbar alles Auswanderer verschiedener Nationalitäten waren hier vertreten. Die Auswanderungspapiere wurden bearbeitet. Uns wurde ein Zimmer in der zweiten Etage zugewiesen. In diesem großen Raum war schon eine ganze Reihe von Menschen einquartiert.

Es waren das Ehepaar Fred und Friedel Eschner aus Ostpreußen, im mittleren Alter, deren Sohn schon bei Verwandten in Amerika war, das Ehepaar Günther und Luise Ohlendorf, er war von Ostpreußen und sie stammte aus der Gegend von Kiel. Beide in den mittleren zwanziger Jahren und frisch verheiratet. Dann noch die vierköpfige Familie Lüdke, die Vornamen

der Alten sind mir entfallen, der Sohn hieß Georg und die Tochter hieß Margarete, beide in den mittleren zwanziger Jahren, schließlich mein Vater Ludwig Jeschke, 44 Jahre alt, meine Mutter, 38 Jahre alt, ich, 18 Jahre alt, und meine elfjährige Schwester. Alle planten jetzt einen neuen Anfang in Amerika. Wie ich von den Lüdkes hörte, waren sie schon vor dem zweiten Weltkrieg nach Amerika ausgewandert. Als sie in Deutschland auf Besuch waren, brach der Krieg aus, und sie durften nicht wieder zurück.

Die Eschners hatten Verwandte in Detroit, im amerikanischen Bundesstaat Michigan, und so hatten sie schon einen festen Platz, wo sie sein würden. Die Lüdkes gingen auch zu Verwandten in Monrill, südlich von Detroit, Michigan. Die Ohlendorfs und Jeschkes hatten noch keinen festgelegten Platz und warteten auf Bescheid von der Auswanderungskommission. Ohlendorfs und wir nahmen die Adressen von Eschners und Lüdkes, um später in Briefverbindung zu bleiben.

Nach zwei Wochen Aufenthalt in Wentorf hatten wir alle eine ärztliche Untersuchung hinter uns, und die Auswanderungspapiere waren so weit genug bearbeitet, dass man uns nach Hause schickte. Mein Vater arbeitete bei Hilmers in Növenthien weiter und ich war wieder beim Malermeister Heinrich Schmidt beschäftigt. Nach etwa drei Wochen mussten wir nochmal nach Wentorf und eine Woche später waren wir wieder zu Hause.

Mitte August bekamen wir Bescheid, im Grohn-Lager in Bremen zu erscheinen. Hier wurden weiter Papiere bearbeitet. Das Grohn-Lager gefiel mir besser als Wentorf. Hier bekam jeder eine Karte, die abgestempelt wurde, wenn man einen Englischkurs mitmachte. Es wurde ver-

langt, dass man mindestens einen Stempel pro Tag aufweisen könnte. Manchmal lehrte nur eine Person Englisch, aber oft bestand der Englischkurs nur aus Western Filmen von Buffalo Bill, Hopalong Cassidy, Kulturfilmen von amerikanischen Großstädten, u. a. Von dem ganzen englischen Geschnatter in diesen Filmen habe ich kein Wort verstanden und deshalb auch so gut wie kein Englisch gelernt. Meinen Stempel auf meiner Karte habe ich aber jedes Mal bekommen, um nachzuweisen, dass ich ein guter Besucher dieser sogenannten Englischkurse war.

Es gab auch einen großen Raum, in dem ein paar Tennistische standen, und meistens war da guter Besuch von Jugendlichen. Ein paar Billardtische gab es im Raum nebenan, wo sich mehr ältere Leute aufhielten. Billard interessierte mich nicht besonders, und so verbrachte ich manche Stunde im Tischtennisraum als Zuschauer oder war auch selber beim Tischtennis aktiv. Es gab auch andere Räume mit Tischen und Stühlen, in denen Leute Karten spielten oder sich mit anderen Dingen beschäftigten. Einen Kindergarten gab es auch. Hier sah ich zwei ältere Leute, die die Kinder betreuten, sie unterrichteten, Spiele mit ihnen machten und im Gänsemarsch durchs Lager gingen. Ich habe es mir angesehen.

In diesem Lager herrschte peinliche Sauberkeit; man sah keine Zigarettensammel oder Papier herumliegen. Viele der Leute wurden auch zu Diensten herangezogen, so wie Papier auflesen, Wege zu fegen und andere Tätigkeiten. Ich musste mal für einige Stunden in die Küche zum Kartoffelschälen. Vor jeder Baracke stand eine Tafel, an der die Aufforderung der betreffenden Personen angeschlagen war, z. B. Winand Jeschke, Küchendienst, Dienstag 9:00 Uhr, Raum B 4. Und so musste sich jeder jeden Morgen von der betreffenden Baracke diese Tafel anschauen um herauszufinden, was für ein Dienst auf ihn wartete. Man hatte gewöhnlich zwei bis drei Tage Zeit bis zum Dienst, und bis dahin war der betreffende Name auch an der Tafel. Andere amtliche Bemerkungen fand man auch vor, die darauf hinwiesen, dass die betreffende Person zu einer gegebenen Zeit in einem bestimmten Büro erscheinen müsste, um eine Frage zu klären.

Um 7:15 Uhr marschierte eine Gruppe von acht britischen Soldaten in Begleitung flotter Marschmusik zum Fahnenmast und hisste die britische Flagge. Dieses Ereignis habe ich mir einige Male angeschaut. Nach etwa zehn Tagen sagte mein Vater, dass wir wieder nach Hause gehen dürften, aber er müsste mit Mutter noch mal zum Wentorf-Lager, um dort

was zu erledigen. Die Kinder brauchten nicht dabei zu sein.

Es war nun schon gegen Abend, als wir mit der Bahn Bremen verließen. Anstatt gleich in Richtung Hamburg zu fahren, entschlossen sich meine Eltern, über Ülzen zu fahren. Der Termin war für den nächsten Morgen vorgesehen. Meine Eltern sagten mir, dass zu später Stunde kein Bus mehr von Ülzen nach Suhlendorf ginge. Aus dem Grunde hatten sie und meine Schwester vor, mich nach Ülzen zu begleiten, dann nach Hamburg weiterzufahren und dort auf dem Hauptbahnhof zu übernachten. In Ülzen stiegen wir alle aus und verabschiedeten uns. Bald darauf fuhr ich nach Soltendieck weiter. Dort angekommen war es schon um 22 Uhr; wolkenbedeckter Himmel, windige und stockdunkle Nacht. Ich muss wohl einen Wegweiser gesehen haben, der nach Suhlendorf zeigte, denn ich kann mir sonst nicht ausmalen wie ich damals die richtige Straße nach Suhlendorf gefunden habe.

Bevor ich aus Soltendieck heraus war, kam ich an einen Bauernhof vorbei, draußen im Halbdunkel stand ein Fahrrad. In der beleuchteten Diele arbeitete eine Frau. Ich ging zur Diele und fragte, ob ich ein Fahrrad borgen könnte. Ich würde es am nächsten Tag wieder zurückbringen. Sie sagte schroff: „NEIN“, und so ging ich wieder. Ich hätte das Fahrrad leicht unbemerkt nehmen können, aber ich wollte es nicht auf mein Gewissen nehmen, unerlaubt einen Gegenstand entwendet zu haben, auch wenn ich ihn am nächsten Tag wieder gebracht hätte. So tappte ich los in die stock dunkle Nacht hinein.

Die Straße führte in einen Wald, und 100 Meter von dem Hof entfernt konnte man in der Dunkelheit nichts mehr ausmachen. Ich versuchte, laut auf die Straße zu tappeln, um so zu hören, ob ich noch auf der Straße bin, aber das Rauschen des Windes machte diesen Versuch unmöglich. Im Zickzack ging ich die Kopfsteinpflasterstraße entlang. Selten kam mal ein Auto, in dessen Schein ich erkennen konnte, wo ich mich auf der Straße befand. Einmal erkannte ich im Scheinwerferlicht 100 Meter vor mir eine Linkskurve. Dies mag wohl auf halben Weg gewesen sein.

Kurz vor Mitternacht gewahrte ich die Lichter von Suhlendorf in der Ferne. Jetzt konnte ich mein Schritttempo beschleunigen und war auch bald angekommen. Ich kam an einer Gastwirtschaft vorbei, in der noch Licht brannte. Von hier aus hatte ich keine Schwierigkeiten mehr, den Weg zu Schmidts Haus zu finden. Dort waren schon alle Lichter gelöscht. Ich klopfte ans Fenster meines Zimmers, das auf der

Hofseite war, und Herr Laßack öffnete das Fenster. Er und Friedrich Könike, die auch in meinem Zimmer schliefen, waren überrascht, als ich mitten in der Nacht auftauchte. Wir redeten einige Worte und legten uns schlafen. Am nächsten Morgen ging ich wie gewohnt zur Arbeit. Der Meister war auch erstaunt, dass ich plötzlich wieder da war.

Meine Eltern und meine Schwester hatten diese Nacht auf dem Hauptbahnhof in Hamburg verbracht. Sie erledigten am nächsten Morgen ihre Sache in Wentorf und waren noch bei Tageslicht wieder in Növenthien.

Wann bekämen wir endlich einen Ausreisetermin?

Die Auswanderung nach Amerika war nun beschlossene Sache, aber wir hatten noch keinen festen Termin. Mein Vater und ich arbeiteten auf unseren Arbeitsplätzen weiter. Meine Eltern fingen an, Sachen zu verkaufen, die wir bei der großen Reise nicht brauchen würden. Mein Vater verkaufte auch zwei Kubikmeter Holz zu einem sehr günstigen Preis an Hauptlehrer Liebs in Suhlendorf. So machten wir uns reisefertig, um nachher nicht übereilt zu handeln. Vater setzte eine Annonce in die Ülzener Zeitung, um den Bauplatz in Westerweyhe zu verkaufen. Die Kartoffeln waren gut geraten, aber wir hatten keine Zeit mehr sie auszumachen. Mein Vater verkaufte sie für einen niedrigen Preis, allerdings musste der Käufer sie selber ernten.

Endlich ist es soweit

In der dritten Woche im September erhielten wir ein Schreiben, dass wir am 4. Oktober 1951 reisefertig im Grohn-Lager in Bremen erscheinen sollten. Jetzt war es so weit. Wir verkauften noch die letzten Habseligkeiten, die wir nicht mehr brauchten, so auch mein Fahrrad für 60 DM. Ich fuhr mit dem Bus nach Ülzen, um mir eine Uhr und einen Fotoapparat zu kaufen. Auf der Gudesstraße traf ich Herrn Witt, der gerade von der Berufsschule kam. Er redete mich als Auswanderer an, also wusste er schon von unserem Vorhaben.

Herr Witt erzählte, dass in der Maleroberschule jetzt auch gerade eine Abschlussprüfung im Gange sei. Wir verabschiedeten uns, und er wünschte mir Glück und Erfolg in Amerika. Kurz danach traf ich noch Franke und einen anderen Schüler von unserer ehemaligen Malerklasse. Wir redeten kurz miteinander, ich schrieb mir die Adresse von Franke auf, und wir gingen unserer Wege. Ich kaufte die Uhr für

80 DM und den Fotoapparat für 51 DM. Ich hatte vorher noch keinen Fotoapparat besessen und war nicht sehr gut bewandert, wie man so ein Ding handhabt. An der Linse gab es nur zwei Wege zum Einstellen, einen für Sonne und einen für Schatten. Es hatte keine Vorrichtung zum Scharfeinstellen. Ich ließ auch einen Film in den Fotoapparat einsetzen und machte mich wieder auf den Weg zur Bushaltestelle gegenüber vom Kleidergeschäft Klappenbach.

Die nächsten Tage vergingen sehr schnell. An einem Abend kam Herr Zietkiewicz, auch Növenthiener, und bot sich an, unsere ganze Familie mit Gepäck am 4. Okto-

ber nach Ülzen zum Bahnhof zu bringen. Mein Vater und er verhandelten über den Fahrpreis und einigten sich, dass wir für 10 DM am betreffenden Morgen nach Ülzen gebracht würden.

Am 4. Oktober war Johann Zietkiewicz schon um 6 Uhr morgens bei uns mit seinem dreirädrigen kleinen Lastwagen. Mit Ach und Krach passten wir hinten in den planbedeckten Kasten mit unseren Koffern und ein paar Kisten. Eine halbe Stunde später waren wir in Ülzen auf dem Bahnhof und warteten auf unseren Zug nach Bremen. Herr Zietkiewicz hatte scheinbar etwas Luft im Vorderrad unterwegs verloren, denn er pumpte den Reifen

mit der Handpumpe auf, bevor er wieder ging.

In Bremen angekommen, wurden wir und andere Leuten mit einem Lastwagen zum Lager Grohn gebracht. Hier herrschte der übliche Betrieb, den wir vorher schon erlebt hatten. Diesmal wurden wir nicht zu einem Dienst gerufen. Vater musste ein paar Mal ins Büro, um einige Sachen mit dem Gepäck zu regeln, z.B. vorgeschriebene Zettel mit Namen am Gepäck anbringen und sie zur Verladestelle in einer großen Halle transportieren. Ich half ihm bei dieser Arbeit.

Die Fortsetzung folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Von Akkerman auf die Krim

CHRISTA ENCHELMAIER

Meine Schwester Helga und ich meldeten uns im Jahr 2000 erstmalig zu einer Studienreise in die ehemaligen Heimatdörfer Bessarabiens an. Auch wollten wir einige Tage am Schwarzen Meer verbringen und buchten deshalb die Reise mit einer 7-tägigen Verlängerung.

Unser erstes Ziel war das Hotel „Rus“ in Akkerman. Vor dem Eingang standen viele Menschen. Kofferträger, Taxifahrer und Bessarabiendeutsche, die schon dort wohnten. Nach dem Zimmerbezug war das Abendessen angesagt. Wir setzten uns an einen Tisch, wo noch zwei Plätze frei waren. Es stellte sich heraus, dass wir alle verwandt waren und das wurde dann mit einer Flasche Sekt gefeiert. So fing die Reise in die Vergangenheit sehr lustig und schön an. Schon am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Taxi und unseren frisch kennengelernten Cousins Hedi und Waltraud geb. Höllwarth nach Gnadental

Wir fuhren durch Sarata und näherten uns Gnadental. Es liegt tatsächlich in einem Tal, landschaftlich sehr schön. Aber wie waren wir enttäuscht, als wir in dieses Dorf hineinfuhren. Die Kirche war nur ein kümmerlicher Rest und konnte als solche nicht mehr erkannt werden. Daneben eine Ruine aus neuerer Zeit mit viel Stahlbeton. Vor der Kirche thronte ein russisches Beton-Denkmal, das an den 2. Weltkrieg erinnerte. Die Häuser heruntergewirtschaftet und überall wuchs hohes Unkraut.

Wir suchten nun die Häuser unserer Großeltern auf und trafen auf freundliche Bewohner, die uns ins Haus baten. Waltraud konnte russisch und hat übersetzt und erklärt und so zeigten sie uns das ganze Haus. Zum Schluss überreichten sie

uns Wassermelonen und wir waren von dieser Gastfreundschaft sehr überrascht. Im großen Hof wuchs viel Beifuß und darin versteckte sich viel Abfall und eine große Ansammlung leerer Wodkaflaschen.

Wir fuhren noch einmal nach Gnadental. Diesmal waren Jakob Schnaitmann und seine Cousine Lilly dabei. Beide hatten ihre Kindheit und einen Teil ihrer Schulzeit dort verbracht. Jakob konnte gut russisch sprechen, hatte er in russischer Kriegsgefangenschaft gelernt. Beide konnten uns viel erzählen und erklären und so ließen wir das Dorf auf uns wirken. Helga und ich machten uns nun Gedanken, was wir in der zweiten Woche unternehmen wollten. Bad Burnas hatten wir kennengelernt. Herrlicher Sandstrand und Meer, so viel man wollte, aber für einen Urlaub völlig uninteressant. Wir hörten dann, dass Sergiewka ein schönes Seebad sei und schauten es an. Mehrstöckige sozialistische Plattenbauten grau in grau grüßten schon von weitem. Alle Häuser fast menschenleer. Der Strand kilometerweit und sehr schön, man konnte die Krim sehen. Vom Taxifahrer erfuhren wir, dass am Wochenende hier viel los sei.

Nachdem uns diese beiden Orte nicht gefielen, kam Helga auf die Idee, auf die Krim zu fahren. Sicher fuhr von Odessa ein Schiff nach Jalta! Zuerst fand ich diesen Gedanken völlig abwegig. Aber warum eigentlich nicht? Abends fragten wir Valentin, ob es eine Möglichkeit gäbe, auf die Krim zu fahren.

Er machte uns Mut und versprach, sich zu erkundigen. Schon am nächsten Tag konnte er uns Auskunft geben. Tatsächlich fuhr ein Passagierdampfer von Odessa für vier Tage nach Jalta. Aber das Zeitfenster passte nicht. Eine andere Möglichkeit wäre, mit dem Nachtzug von Odessa nach

Simferopol zu reisen. Nur 60,- DM sollte die Fahrt hin und zurück kosten! Sogar 1. Klasse und im Schlafwagen. Das war ja enorm preiswert. Nun hielt uns nichts mehr in Akkerman.

Da wir nicht russisch konnten, besorge Valentin die Bahntickets nach Simferopol. Mit dem Marschrouka-Taxi fuhren wir für sechs Grywna pro Person (1 DM=2,40 Grywna) nach Odessa zum Hauptbahnhof. Um 18.20 Uhr war Abfahrt und an der Zugnummer fanden wir den richtigen Bahnsteig. Unser Schlafwagen war ein Zwei-Personencoupé, das extra angehängt worden war.

Das erfuhren wir erst später. Eine energische Schaffnerin stand vor dem Eingang, verlangte die Tickets, die sie ausgiebig prüfte und machte dann den Weg frei. Wir suchten unser Abteil und waren angenehm überrascht. Die Lichter funktionierten und wir hatten ein eigenes Waschbecken, das unter der Tischplatte vor dem Fenster verborgen war. Es gab rote Vorhänge und ein orientalisches Läufer lag vor dem Stockbett. Der Zug fuhr pünktlich ab. Nach einiger Zeit erschien die Schaffnerin mit einem Packen Wäsche auf dem Arm. Sie hatte einen 10 Grywna-Schein in der Hand, auf den sie zeigte und für den wir dann jede zwei Leintücher bekamen. Die Gestik war so deutlich, dass es auch ohne Sprache ging. Mit Englisch war hier nicht viel drin. Das deutsch-russische Wörterbuch hat uns auf dieser Reise oft weitergeholfen. Der Zug fuhr gemächlich auf den ausgeschlagenen Gleisen vor sich hin. Ab und zu wurden wir auch ordentlich durchgeschüttelt. Interessiert schauten wir aus dem Fenster und sahen in Gleisnähe eine Menge Blechhütten, die die Größe von Garagen hatten. Bei manchen stieg Rauch durch ein Ofenrohr hoch. Viel verrostetes Eisen und alles grau in grau! Mit der Zeit



Am Bahnhofplatz von Simferopol



Das Schwalbennest

Bild: A. Savin, Wikimedia Commons

wurde die Gegend einsam und nun kamen auf einmal Bedenken. Waren wir da nicht zu blauäugig? Ohne Russischkenntnisse so eine Reise zu machen. Der Zug fuhr beharrlich gen Osten – Stalingrad entgegen. Wenn er nicht auf die Krim abbiegt, sondern geradeaus weiterfährt, landen wir früher oder später in Stalingrad!! Unser Vater war in Stalingrad, wurde aber vor der großen Schlacht mit seiner Truppe nach Woronesch am Don verlegt. Dort wurde er bei der Schlacht verwundet und war dann sieben Jahre in russischer Gefangenschaft. Er hat oft davon erzählt und nun übermannten mich diese Geschichten. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als alles auf uns zukommen zu lassen. Ich beruhigte mich nach einiger Zeit wieder, bin dann eingeschlafen und mitten in der Nacht aufgewacht. Der Zug quietschte und dröhnte, wir wurden mächtig durchgeschüttelt und er kam dann zum Stehen. Viele Leute bevölkerten den Bahnsteig und schrien laut, um ihre Ware anzupreisen. Brot und Wein, Wodka, Weintrauben, Eimer voller Zwetschgen, Käse, Wurst, alles was das Herz begehrt konnte gekauft werden. Der Zug hielt lange, vermutlich damit viel gekauft und verkauft werden konnte. Wir sind dann trotz allem gut ausgeruht morgens um 8 Uhr in Simferopol angekommen.

Wir waren erstaunt über den gepflegten und sauberen, weißen, leuchtenden Bahnhof. An der Unterführung wurden gerade schöne Marmorfiesen angebracht. Draußen stürzten gleich Taxifahrer auf uns. Für 15 Dollar wollten sie uns nach Jalta fahren. Das war uns zu teuer und wir suchten den Überlandbus auf dem Bahnhofsvor-

platz. Für nur sieben Grywna pro Person fuhren wir bequem an unser ersehntes Ziel. Wir schauten interessiert die abwechslungsreiche und schöne Landschaft an und staunten nicht schlecht, als wir nach einiger Zeit aufgehängte Fleischstücke in einem Straßenbaum hängen sahen. Darunter stand ein Mann türkischen Aussehens, der wohl das frisch geschlachtete Hammelfleisch verkaufen wollte. Ganze Keulen hingen da am Ast. Im Hintergrund war eine Ortschaft zu erkennen, die aber wegen der vielen Bäume nicht gut zu sehen war. Auch andere Erzeugnisse wie Obst und Gemüse wurden am Straßenrand angeboten. Zwei Stunden dauerte die abwechslungsreiche Fahrt.

Der Bus fuhr zum Busbahnhof in Jalta, der außerhalb des Zentrums liegt. Auch hier wurden wir sofort von Taxifahrern umringt, die uns zum Hotel bringen wollten. Wir wollten aber zuerst einen Tschai trinken. Kaum saßen wir dort, tauchten zwei gut gekleidete Frauen auf, die in perfektem Englisch ihre Wohnung im Zentrum von Jalta für 15 Dollar pro Tag anboten. Kurz darauf näherte sich eine Frau, die ein Zimmer für 5 Dollar vermieten wollte. Es entstand ein lauter Streit, die ersten zwei waren sehr laut und aggressiv, beschimpften die Hinzugekommene. Wir lehnten ab und ließen uns von einem Taxi zum Hotel „Jalta“ bringen. Das wurde uns empfohlen, weil da Reisegruppen aus Deutschland übernachteten. Tatsächlich, an der Rezeption sprach man Deutsch. Wir verlangten ein Doppelzimmer ohne Frühstück und bekamen ein Zimmer im 12. Stock für 85 Grywna pro Person zugewiesen. Meerblick, Balkon, gute Betten, Ses-

sel, ein sauberes Bad (sogar mit Duschvorhang) und warmes Wasser den ganzen Tag. Das Wasser war gut, man konnte damit ohne Probleme die Zähne putzen. Welch ein Unterschied zum sehr bescheidenen Hotel „Rus“ in Akkerman!

Wir waren beeindruckt von der Schönheit der Landschaft und dem südländischen Flair. Palmen, Feigenbäume, Mandelbäume und Lorbeerhecken, man könnte meinen, man sei in Italien. Das Hotel lag etwas außerhalb des Zentrums. Ca. 25 Minuten brauchte man zu Fuß bis zur Promenade. Wir waren in Jalta, das darf wohl nicht wahr sein! Ohne Russischkenntnisse haben wir alles reibungslos gefunden! Jetzt erst mal setzen und innehalten!

Jalta auf der Krim

Nachdem wir etwas geruht hatten, ging's mit frischem Elan ins Zentrum. Schöne Einfamilienhäuser umgeben von gepflegten Gärten standen an gut ausgebauten Straßen mit Gehwegen. Wie im Westen! Hell und freundlich sah alles aus. Bei herrlichem Wetter bummelten wir durch die Gassen und landeten auf dem Markt, wo ein reichhaltiges Angebot auslag. Etwas weiter entdeckten wir eine Gartenwirtschaft. Wir hatten Hunger wie die Wölfe und wagten uns hinein. Die Bedienung kam mit einer Riesenspeisekarte an, die wir nicht lesen konnten. Wir bestellten das, was uns vertraut war – Borscht. Die freundliche Bedienung brachte uns nach einer Weile die Suppe mit etwas Brot. Wir wollten mehr Brot und versuchten mit Gestik, englisch und deutsch unser Glück. Sie verstand nicht. Aber wir

hatten ein Wörterbuch da stand es drin und wir zeigten ihr das Wort „Brot“ und dann klappte es. Wie gerne hätten wir jetzt unseren Vater, Robert Hasenfuss, dabeigehabt. Er konnte gut russisch und die Krim hätte er sicher auch gerne kennengelernt. Ob er allerdings dazu in der Lage gewesen wäre, nachdem er Gnadental gesehen hatte, war fraglich. Von seinem Hof war nichts mehr da, außer einem Häufchen Erde!

Wir deckten uns danach an den vielen Obst- und Gemüseständen ein und bummelten weiter zum Sowjetskaja Platz. Das ist eine gepflegte Parkanlage vor der Bürgermeisterei. Weiter ging's zum Leninplatz, ebenfalls eine Parkanlage mit einem großen Lenin auf dem Sockel. Nun hatten wir die Flanierpromenade erreicht, wo Autoscooter, Achterbahn, Karussells und Spielhallen unser Interesse fanden. Wir waren sehr überrascht, hier so einen Jahrmarkt zu finden. Endlose Reihen von Kiosken und Ständen, wo alles Mögliche für den Aufenthalt am Meer angeboten wurde. Cafés, Restaurants und Bierstuben voller Gäste säumten die Flaniermeile. Vor den Eingängen blinkten Lichterketten und Musik hüllte die Umgebung ein. Auf dem Leninplatz spielte eine Kapelle flotte Melodien und Urlauber tanzten auf dem Asphalt. Sogar ein Wiener Walzer ertönte. Viele Schaulustige stellten sich im Kreis drum herum und fingen an zu klatschen. Fröhlichkeit machte sich breit. Helga entdeckte unter den Tanzenden die zwei Frauen, die uns ihre Wohnung für 15 Dollar vermieten wollten.

Abends in der Hotelhalle lernten wir eine Gruppe deutscher Urlauber kennen. Mit Delta-Air waren sie gekommen und wollten am nächsten Tag eine Schifffahrt zum „Schwalbennest“, dem Wahrzeichen der Krim, und weiter nach Alupka machen. Sie waren Russlanddeutsche, die meisten konnten Russisch. Wir durften uns anschließen und so kamen wir in den Genuss, Jalta und andere Urlaubsorte vom Meer aus zu betrachten. Als der „Liwadija-Palast“ zu sehen war, klärten sie uns auf, dass dort 1945 die historische Jalta-Konferenz der drei Siegermächte stattgefunden hat, wo Stalin, Churchill und Roosevelt Deutschland und Europa aufgeteilt haben. Das Hotel sei jetzt sehr renovierungsbedürftig und stünde leer, berichteten sie. Die malerischen Berge und die subtropische Vegetation und die vielen Bäume, vor allem Kiefern, begeisterten uns. Viele Hotels und wohl auch Sanatorien reihen sich am Ufer. Einige Strände voller Badegäste. Das Klima empfanden wir als sehr angenehm. Das Schwalbennest ist ein kleines Schlösschen, das auf einem steilen, 40 Meter hohen Felsen thront. Wir stiegen die vielen Stufen hoch und hatten einen herrlichen Ausblick. Im



Im „Liwadija-Palast“ fand 1945 die historische Jalta-Konferenz der drei Siegermächte statt

Bild: Hinnerk, Wikimedia Commons



Blick vom Meer auf Jalta

Bild: Marcin Konsek, Wikimedia Commons

Inneren befand sich ein Restaurant, aber es hatte geschlossen.

Am nächsten Morgen war die Hotelhalle proppenvoll. Etwa zehn junge, aufgemotzte stark geschminkte Frauen mit Mini-Röckchen machten lauthals auf sich aufmerksam. Helga und ich entdeckten die „Delta-Reisegruppe“ auf den Sitzen mitten in der Halle. Von ihnen erfuhren wir, dass eine wichtige Regierungs-Konferenz stattfinden würde. Ihr Reiseleiter hätte sie informiert. Dann machten sie uns auf die vielen Sekretärinnen aufmerksam, die hinter großen Glasfenstern auf ihren Reiseschreibmaschinen tippten und immer wieder in die Halle schauten. Man sah sie dann nach und nach mit Begleitung entschwinden. In einer Hand die Reise-

schreibmaschine, ihr Markenzeichen. So sahen also die wichtigen Konferenzen aus! Die große Hotelhalle mit den Sitzgelegenheiten in der Mitte war ein idealer Ort zum Schauen. Helga und ich wollten nun an den hoteleigenen Strand und erfuhren, dass man ihn durch einen Tunnel erreicht. Es waren nur vereinzelt Badegäste anwesend und alles sah irgendwie nicht einladend aus, der Strand steinig. Wir sind bis zum Knie ins Wasser und dann entschlossen wir uns, nochmals auf die Flaniermeile zu gehen. Dort war ein Stand, der immer gut besucht war. Wir wollten sehen, was es da zu bestaunen gab. Diesmal hatten wir Glück und konnten zuschauen, wie sich ein junges Paar in einen Offizier und eine Gräfin verkleiden ließen. Mit

edlem Ballkleid, Schmuck, Perücke und toller Schminke – ein Traum. Der Mann mit edlem Anzug, Schafstiefel, Perücke und Säbel oder Dolch seitlich geschultert und vielen Abzeichen auf der Brust. Als sie fertig gerichtet waren, präsentierten sie sich den Umstehenden und es wurde kräftig geklatscht. Es machte großen Spaß, dieser Prozedur zuzusehen. Nun wurden sie vor einem Samtvorhang fotografiert und das Bild war dann eine schöne Erinnerung an den Tag am Schwarzen Meer. So wie es aussah, ist die Sehnsucht nach der Zeit, als der Adel das Sagen hatte, noch verklärt vorhanden.

Viel zu schnell war unser Schnupperurlaub auf der Krim vorüber. Mit dem Bus fuhren wir wieder nach Simferopol. Diesmal haben wir kein Fleisch in den Bäumen entdeckt. Aber in der Nähe des Bahnhofs in Simferopol wurde ein Bauernmarkt abgehalten und weil wir noch Zeit hatten, nutzten wir die Gelegenheit zu einem

Bummel. Auf einfachen Gestellen haben die vielen Leute ihre Erzeugnisse in Körben, Eimern und auf Tischen präsentiert. Was es da alles an Spezialitäten gab, war erstaunlich: Eingelegte Zucchini, Gurken, Tomaten und Artischocken. Schafskäse in der Lake und vieles, was wir beide nicht kannten. Die Menschen waren herzlich und wir bekamen immer wieder was zum Probieren angeboten. Ich kaufte eingelegte Artischocken und wir haben sie später im Zug mit Hochgenuss gegessen. Ging nicht gut, ich habe Bauchschmerzen und Durchfall bekommen. Helga hat es gut vertragen.

Diesmal fuhren wir in der 2. Klasse. Die anderen Abteile füllten sich mit jungen Russen. Die sangen und lachten die halbe Nacht. Gegen ein Uhr tat der Wodka wohl seine Wirkung und es wurde ruhig. Pünktlich um 9 Uhr kamen wir in Odessa an. Mit dem Marschrouka ging es wieder nach Akkerman, wo die Reisegruppe auf

uns wartete. Die vier Tage auf der Krim waren eine mit Leichtigkeit dahinfliegende Zeit, die viel zu schnell vorüberging. Sie war angereichert mit schönen Erlebnissen und Eindrücken. Es gibt noch so viel Sehenswertes auf dieser grünen Insel, der Perle im Schwarzen Meer. Gerne würden wir einen längeren Urlaub dort verbringen, allerdings mit einer Reiseleitung wegen der Verständigung. Wir hatten großes Glück, dass wir die Delta-Reisegruppe kennengelernt haben. Wir hatten auch großes Glück, dass alles so gut geklappt hat. Am nächsten Tag war dann der Rückreisetag, den wir voller neuer Eindrücke antraten. Wir freuten uns sehr, diese „riskante“ Reise unternommen zu haben. Nun hatten wir außer Bessarabien auch noch die Krim kennengelernt. Das hätten wir uns vor der Reise in den Osten nicht träumen lassen. Schade, dass es nun diese Gelegenheit nicht mehr gibt – „mit dem Sammelvisum auf die Krim“.

Im christlich-jüdischen Gespräch (Teil 2)

Teil 1 (Auf dem Wege zum christlich-jüdischen Gespräch) erschien im MB 04-22, S. 15 ff.



ARNULF BAUMANN

Man muss sich vergegenwärtigen, wie die Situation der Juden in Deutschland in der Nachkriegszeit war: Die meisten deutschen Juden hatten Deutschland verlassen und hatten sich irgendwo anders durchgeschlagen, meist sehr kümmerlich. Es entstanden schon 1945 wieder jüdische Gemeinden, aus Überlebenden der Konzentrationslager, zumeist osteuropäischer Herkunft, sogenannten DPs (Displaced Persons). Außerdem kamen vereinzelt deutsche Juden aus dem Ausland zurück. Aber sie alle waren schwer gezeichnet von der Verfolgungszeit und hatten große Mühe, sich in einer „normalen“ Umwelt in Deutschland zurecht zu finden. Über viele Jahre hinweg stagnierte die Gesamtzahl der Juden in der Bundesrepublik bei etwa 30.000, weil immer wieder DPs abwanderten, nach Israel und anderen Ländern. Wer wollte als Jude schon gerne im Land der Mörder leben?

Am Beispiel der Jüdischen Gemeinde Hannover kann man die Problematik jener Jahre erkennen: Die Gemeinde bestand fast nur aus osteuropäischen Überlebenden der Lager. Nur ein einziger hatte bereits der Vorkriegsgemeinde angehört. Da man keinen Rabbiner hatte,

wurde dieser Herr Zwiebel zum Vorbeter, der die Gottesdienste leitete. Er kam mit den Spannungen unter den durchweg schwer geschädigten Gemeinemitgliedern auf die Dauer nicht zurecht und nahm sich schließlich das Leben. Es war unendlich schwer, in jener Zeit in Deutschland als Jude zu leben.

1960 war ich Pastor in Hannover geworden; nach einem halben Jahr in einer Gemeinde kam ich ins Personaldezernat des Landeskirchenamts. Am Ende dieser Tätigkeit bot sich mir die Gelegenheit, mich für zweieinhalb Jahre beurlauben zu lassen, um 1965-1967 Wissenschaftlicher Assistent am Institutum Judaicum Delitzschianum in Münster zu sein. Dieses altehrwürdige Institut – es bestand im letzten Jahr insgesamt 150 Jahre – war damals wohl der einzige Ort in Deutschland, an dem Juden und Christen zusammen leben und arbeiten konnten. Die Juden kamen aus unterschiedlichen Strömungen des Judentums. Da war der Rabbiner Dr. Bernhard Brillung, der letzte Bibliothekar des Breslauer Jüdisch-Theologischen Seminars, der sich nach seiner Flucht aus Deutschland in Israel mehr schlecht als recht durchgeschlagen hatte. Sein Arbeitsfeld war die Familienkunde der Juden in Deutschland, er war ein wandelndes Lexikon der jüdischen Familien und war glücklich, sich wieder ganz diesem Thema widmen zu können. – Ein weiterer Mitarbeiter war Dr. Jakob Mittelman, der noch 1934 in Leipzig als Jurist hatte

promovieren können, aber danach keine Arbeits- und Lebensmöglichkeit fand und daraufhin bittere Jahre in Israel erlebt hatte, bis er sich durch deutsche Übersetzungen israelischer Literatur einen Namen machen und dadurch eine bescheidene Existenz aufbauen konnte. Er war ein grüblerischer Mensch, der sich immer wieder fragte, ob er in Deutschland und in diesem Institut am rechten Platz sei. Schließlich gab er auf und kehrte nach Israel zurück, wo er bald danach starb. Der Kontakt zu seiner Witwe blieb jedoch erhalten. Wir haben sie mit unserer ganzen Familie in Tel Aviv besucht und dadurch eine eindrucksvolle Passafeier mit ihrer Familie erlebt. Eindrucksvoll war auch eine Woche in einem Ferienhaus der ihr befreundeten Familie Neugebauer, wo wir mit dem alten Onkel Mosche zusammentrafen, der uns erzählte, wie er in Franken die Reichspogromnacht erlebt hatte, als SA-Schlägertrupps aus entfernteren Orten in ihr Dorf kamen und alles kurz und klein schlugen. – Mor Jacobowicz hatte Jahre in sowjetischen Kerkern in der Slowakei verbracht und dabei einen Lungenflügel eingebüßt. Er war das Muster eines frommen orthodoxen Juden, der den ganzen Talmud auswendig kannte, aber keinen Zugang zu der wissenschaftlichen Darstellung von Traktaten der jüdischen Traditionsliteratur fand. Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Münster vermittelten ihm einen Job als Vertreter für Gold- und Schmuckwaren. Doch dazu hatte er überhaupt kein Talent. Schließ-

lich wurde er durch eine Heiratsvermittlerin an eine orthodoxe Frau in einem Vorort von Tel Aviv vermittelt. Wir haben ihn dort besucht: Er war glücklich: Seine Frau erledigte alles Geschäftliche, so dass er sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung widmen konnte, dem Talmudstudium. – Dr. Zvi Sofer, aus der Ukraine stammend, hatte sich der Erforschung jüdischer Märchen verschrieben und war zugleich Kantor der kleinen Jüdischen Gemeinde Lübeck. – Außerdem kursierten noch Erzählungen über einen früheren orthodox-jüdischen Studenten aus England, der so sehr auf die jüdischen Speisevorschriften geachtet hatte, dass er lieber hungerte, als unkoscheres Essen anzurühren, weshalb er von Zeit zu Zeit in die Niederlande fuhr, um dort koschere Lebensmittel einzukaufen.

Im Institut waren also Vertreter sehr unterschiedlicher Prägungen des Judentums vertreten, und ich lernte so die Vielfalt jüdischen Lebens kennen. Hinzu kamen jüdische Besucher, aber auch viele schriftliche Anfragen. Es gab auch mehrere christliche Mitarbeiter, die ebenfalls an der Erschließung jüdischer Traditionsliteratur für Christen arbeiteten oder mit Promotionen aus diesem Bereich befasst waren. Sie hatten auf unterschiedlichen Wegen zu dieser Thematik gefunden und hatten selbst Schicksale zu tragen. Für sie alle war ich Ansprechpartner, wobei die Gespräche oft seelsorgerlichen Charakter annahmen. Der Direktor des Instituts, Professor Karl Heinrich Rengstorf, war dadurch in seinem Schaffensdrang gehemmt, dass ein prominenter Rabbiner in der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung“ ihn angegriffen hatte, weil er neben dem Institut und seiner Professur auch den „Zentralverein für Mission unter Israel“ leitete – und „Mission“ hatte unter Juden einen bösen Klang – obwohl der Zentralverein keinerlei Aktivitäten dieser Art entfaltete. Auch das gehörte damals zum Bild des Verhältnisses zwischen Christen und Juden, dass es immer wieder zu Gefühlsausbrüchen von verschiedenen Seiten kam. Damit musste man rechnen. Rengstorf kam meist nur zur Kaffeepause am späten Vormittag ins Institut. In der übrigen Zeit war ich zuständig.

Meine Hauptaufgabe war die Betreuung der Fachbibliothek des Instituts. Diese war nach dem Totalverlust in der NS-Zeit durch antiquarische Zukäufe wiederaufgebaut worden. Viele Bücher waren noch nicht eingeordnet. Ich nutzte die Gelegenheit und machte mich auch mit dem Inhalt der Bücher vertraut, was einem Schnellkurs in Judaistik gleichkam – das reichte von jüdischer Bibelauslegung, Traditionsliteratur, Geschichte des Juden-

tums allgemein und in vielen Ländern, zur Literatur bis hin zum verschlossenen „Giftschrank“, in dem die wüsten antisemitischen Hetzschriften eines Julius Streicher aufbewahrt wurden. Das verschaffte mir einen Überblick, durch den ich später auch mit Professoren mithalten konnte.

Nach der Rückkehr aus Münster war ich in einer hannoverschen Gemeinde tätig und wurde 1971 zum persönlichen Referenten des neuen Landesbischofs Eduard Lohse berufen, der zuvor Theologieprofessor in Göttingen gewesen war und deshalb die Landeskirche nur von außen kannte. Lohse war selbst am entstehenden Dialog mit dem Judentum beteiligt und gab mir freie Hand für ein aktives Engagement auf diesem Gebiet.

Bereits 1971 hatte ich in unserer Kirchengemeinde ein Konfirmandenseminar „Der Glaube der Juden“ angeboten, an dem tatsächlich eine Handvoll Konfirmanden teilnahm und bei dem sachliche Information über Juden und Judentum angeboten wurde, einschließlich eines Besuches im Synagogengottesdienst, worüber ich in der Zeitschrift des Zentralvereins berichtete. Und dann ging es Schlag auf Schlag: Am letzten Tag des Jahres 1973 starb der Schriftleiter dieser Zeitschrift „Friede über Israel“, der Goslarer Pastor Detlev Löhr, nachdem er sich bei der Versendung einer Einladung zur Mitarbeit an sämtliche Pastoren in Niedersachsen total überanstrengt hatte. Das war der Start für die Gründung eines Zweigvereins, der viel für die Verbreitung neuer Einsichten in das christlich-jüdische Verhältnis geleistet hat. – Aber wer sollte die Zeitschrift weiter betreuen? Ich wurde gefragt, sagte zu und behielt die Schriftleitung bis 2000 bei, wodurch ich an eine Schaltstelle des entstehenden christlich-jüdischen Gesprächs gelangte. Allerdings bedeutete das auch eine enorme zusätzliche Arbeitsbelastung, die meist nur in den Nachtstunden zu leisten war, denn 1976 kam ich in die Leitung des Diakonischen Werks Wolfsburg, wo ich bis 1997 als Direktor einer von 440 auf knapp 1.000 Mitarbeiter wachsenden Organisation, die sich über drei Bundesländer ausbreitete, schon mehr als genug ausgelastet war.

Aber jetzt konnte ich mich einbringen, und das wog alle Anstrengung auf. 1973 wurde ich in die Studienkommission Kirche und Judentum der Evangelischen Kirche in Deutschland berufen. Diese war bereits 1965 gegründet worden, um Vertreter aller möglichen Richtungen auf diesem Gebiet an einen Tisch zu bringen. Über Jahre hinweg hatten sich die Mit-

glieder, zumeist Professoren, mit Vorträgen beschäftigt, in denen sie die jeweils anderen zu überzeugen versuchten, dass sie falsch lagen. Jetzt hatte der Ökumenische Rat der Kirchen in Genf einen Fragenkatalog aus 19 Fragen an sämtliche Mitgliedskirchen weltweit versandt, um diese zu ihrer Einstellung zum Judentum zu befragen. Man beschloss, diesen Fragenkatalog zu bearbeiten, wozu die Kommission sich in drei Gruppen aufteilte, um über den Aufbau der Antwort zu beraten. Als man wieder zusammenkam, stellte sich zur allgemeinen Überraschung heraus, dass trotz aller Kontroversen doch Gemeinsamkeit gewachsen war: War bis dahin immer von einem Wesensunterschied, ja Gegensatz zwischen Christen und Juden ausgegangen worden, so hatten sich jetzt alle drei Arbeitsgruppen auf fast den gleichen Aufbau verständigt: Man wollte ausgehen von den „Gemeinsamen Wurzeln“ von Judentum und Christentum, um erst dann vom „Auseinandergehen der Wege“ und ihrem heutigen Verhältnis zu sprechen. Das war ein völliger Neuanfang.

In der Freude über die neu gewonnene Einigkeit machte sich die Studienkommission in dieser denkwürdigen Sitzung daran, Themen zur Bearbeitung an die Mitglieder zu verteilen. Als die ersten Entwürfe eintrafen, wurde ein Redaktionskomitee berufen, aus dem Heidelberger Alttestamentler Rolf Rendtorff, der sich um Kontakte zu israelischen Gelehrten bemüht und dafür extra Iwrit gelernt hatte, der Assistenzreferentin im EKD-Kirchenamt Ursula Schnell, die selbst im christlich-jüdischen Gespräch engagiert war, und mir. Rendtorff wurde später Vorsitzender der Kommission, ich sein Stellvertreter. Das Redaktionskomitee traf sich im Anschluss an die Kommissionssitzungen, um bis tief in die Nacht die eingegangenen Entwürfe zu überarbeiten und aufeinander abzustimmen. Dabei wurde intensiv um die Formulierungen gerungen. Das war anstrengend, erwies sich aber als erfolgreich. Bereits nach anderthalb Jahren konnte die Studie dem Rat der EKD vorgelegt werden, der sie nach einigem Zögern akzeptierte. Mit der Studie „Christen und Juden“ war eine Grundlage für ein neues Verhältnis zum Judentum geschaffen; das setzte sich in der Folgezeit in den evangelischen Kirchen in Deutschland durch und half die frühere Distanz und Entfremdung zu überwinden.

Doch es gab noch mehr zu tun. 1974 wurde ich in den Arbeitskreis, später Ausschuss, Kirche und Judentum der Vereinigten Ev.-Luth. Kirche Deutschlands berufen und war später bis 1999 dessen Vorsitzender. Hier entstand der Plan, als

flankierende Maßnahme zu der EKD-Studie Informationsmaterial über das Judentum und das christlich-jüdische Verhältnis zu erarbeiten. Daraus entstand die Faltblattserie „Was jeder vom Judentum wissen muss“, die ab 1976 in vierteljährlichem Abstand nach und nach 25 Themen behandelte. Mir wurde die Redaktion übertragen. Um sicherzustellen, dass keine Fehlinformationen über das Judentum enthalten waren, wurden die Textentwürfe jeweils einigen jüdischen Experten zugesandt. Daraus erwuchs eine enge Zusammenarbeit mit der Literaturwissenschaftlerin Pnina Navè Levinson, die zunächst die von mir herausgegebene Zeitschrift des Antisemitismus verdächtigt hatte, jetzt aber mit konstruktiven Formulierungsvorschlägen half. Das führte zu einem immer verständnisvolleren Umgang. Ich habe sie mehrfach in Jerusalem besucht und konnte sie für den Plan gewinnen, die „gemeinsamen Wurzeln“ von Christen und Juden in einem Buch darzustellen; dafür hatte sie schon viel Material gesammelt, als sie 1998 bei einer Herzoperation überraschend starb.

Die Faltblattserie hatte ungewöhnlichen Erfolg. Sie traf auf eine Stimmung in der Bevölkerung, die sich von überkommenen antijüdischen Klischees befreien wollte, dafür aber Vorschläge für eine Neuformulierung des Verhältnisses brauchte. Über eine Million Einzelfaltblätter wurden verbreitet. Das Lutherische Kirchenamt in Hannover hatte die Finanzierung und den Versand übernommen und war zeitweise vorwiegend damit beschäftigt, die eingegangenen Bestellungen abzuarbeiten. Die Serie wurde in einem Taschenbuch im renommierten Gütersloher Verlagshaus zusammengefasst, das unter meiner Herausgeberschaft acht Auflagen erreichte.

Überschattet wurde diese Entwicklung durch die Kontroverse, ob „Mission“ in Bezug auf das Judentum das richtige Verhalten sei oder ob sie durch „Dialog“ ersetzt werden müsste, wobei „Dialog“ als die zukunftsfruchtige Haltung propagiert wurde. Als Ende 1979 die Fernsehserie „Holocaust“ den Deutschen das grauenhafte Geschehen in der NS-Zeit eindrucksvoll nahebrachte, schloss die Rheinische Landessynode einen längeren Diskussionsprozess ab, indem sie Anfang 1980 eine Erklärung verabschiedete, die sie als „Absage an die Judenmission“ verstanden wissen wollte. Daraufhin wurde über Jahre hinweg in den evangelischen Kirchen über diese Frage diskutiert, und die bereits erreichte Übereinstimmung über die „gemeinsamen Wurzeln“ trat in den Hintergrund. Die Debatte hatte einen eher theoretischen Charakter, weil aktive Judenmission praktisch nicht mehr

betrieben wurde. Aber der Zentralverein geriet wegen seines traditionellen Namens „für Mission unter Israel“ in die Schusslinie. Und ich war Schriftleiter von dessen Zeitschrift und seit 1983 Vorsitzender dieses Vereins und blieb es bis 2000, weshalb ich immer wieder mit dieser Frage befasst wurde. Das führte zur Umbenennung des Zentralvereins in „für Zeugnis und Dienst unter Juden und Christen“, musste aber später noch einmal in „für Begegnung von Christen und Juden“ verändert werden.

1976 wurde in Oslo unter meiner Mitwirkung eine „Lutherische Europäische Kommission Kirche und Judentum“ (LEKKJ) gegründet, deren Mitglied und zeitweiliger Vorsitzender ich wurde und die Treffen in verschiedenen Ländern organisierte, um in den evangelisch-lutherischen Kirchen für eine Erneuerung des Verhältnisses zum Judentum zu werben. Die Jahrestagungen, die zumeist mit Kontakten zu den jeweiligen jüdischen Organisationen und Gemeinden verbunden waren, fanden in den beteiligten Ländern statt, in Amsterdam, Berlin, Birmingham/England, Budapest, Driebergen/Niederlande, Helsinki, Herrmannstadt/Rumänien, Lund/Schweden, Oslo, Prag, Straßburg, Ustron/Polen, Wien und Wisla/Weichsel in den polnischen Beskiden. Besonders in Erinnerung blieb die Tagung in Budapest, wo gleichzeitig der Jüdische Weltkongress tagte, die Führungsspitze der weltweiten zionistischen Bewegung. Einige von uns – darunter auch ich – wurden zu einem großen Empfang eingeladen, bei dem deutlich wurde, dass man die Entwicklungen in den christlichen Kirchen aufmerksam verfolgte. – Bei der Tagung in Helsinki berichtete der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Bolotomski, über seine Erfahrungen in den Winterkriegen des Zweiten Weltkrieges. Wegen seiner guten Deutschkenntnis wurde er – damals junger Offizier der Finnischen Armee – als Verbindungsmann zu den deutschen Truppen geschickt. Dort wurde er gefragt, warum er so gut Deutsch spreche, worauf er geantwortet habe: „Man muss doch die Sprache seiner Feinde kennen – ich bin Jude.“ Darauf beschwerten sich die neuen „Waffenbrüder“ bei der finnischen Heeresleitung über ihn, und er wurde an eine andere Stelle versetzt. Das war in Finnland möglich, wo nach dem Abzug der Deutschen der Staatspräsident Mannerheim als Erstes die Synagoge besuchte, um seine Solidarität zu bezeugen. – In Birmingham 1986 wurde ich beauftragt, eine Podiumsdiskussion mit Vertretern der unterschiedlichen Positionen in der Kommission zu leiten, die sich gegenseitig blockiert hatten. Ich bat die beiden Exponenten der verschiedenen Positionen

– einen holländischen und einen norwegischen Theologieprofessor – die jeweilige Gegenposition zu vertreten. Daraus wurde eine Sternstunde, die sehr zum gegenseitigen Verständnis der Motive beitrug. Das gab den Impuls für eine „Gemeinsame Erklärung zwischen lutherischen Christen und Juden“, die 1990 in Driebergen verabschiedet wurde. In mehreren LEKKJ-Organisationen wurden die deutschen Faltblätter übernommen und an die örtlichen Verhältnisse angepasst – in Dänemark, Norwegen, Frankreich, England. Eine russische Ausgabe kam leider wegen Überlastung des Redakteurs, eines orthodoxen Erzpriesters aus St. Petersburg, nicht zustande.

In den Achtziger- und Neunzigerjahren gehörte ich dem Committee on the Church and the Jewish People des Ökumenischen Rates der Kirchen an und kam dadurch zu Tagungen nach London, Sigtuna bei Stockholm/Schweden und Chiang Mai im Norden Thailands. 1974 leitete ich im Ökumenischen Institut in Bossey bei Genf eine Konsultation des Lutherischen Weltbunds, an der Delegierte aus aller Welt teilnahmen, die aber durch das Sterben meines Vaters belastet war, den ich bei der Rückkehr nicht mehr lebend antraf. 1980 unternahm ich im Auftrag des Lutherischen Weltbunds eine Vortragsreise zu mehreren Orten in Indien, in Singapur, Indonesien und den Philippinen, um dort die neuen Entwicklungen im Verhältnis zum Judentum zu vermitteln.

Ein ganz anderes Gebiet betraf ein Archäologischer Lehrkurs im Palästina-Gebiet, in Israel und Zypern, zu dem ich 1959 eingeladen wurde, was mir eine intensive Kenntnis des Heiligen Landes und der Nachbargebiete vermittelte, bei dem unsere kleine Gruppe einen großen Teil der Ausgrabungsorte aus biblischer Zeit kennenlernte.

Wichtig wurde auch der Kontakt zu Judenchristen in Israel, für die sich immer mehr die Bezeichnung „Messianische Juden“ einbürgerte, besonders zu dem Altenheim „Eben Ezer“ in Haifa. Dadurch lernte ich eindrucksvolle Persönlichkeiten kennen, etwa den langjährigen Gemeindeführer der Elias-Gemeinde in Haifa, Schlomo Drori, der als glühender Zionist trotz schwerer Körperbehinderung viele Jahre an der Trockenlegung der Jordan-Sümpfe gearbeitet hatte, bis er zum Glauben an Jesus gefunden hatte, oder der aus Hamburg stammende lutherische Pastor Martin Levy Bass, der in Argentinien zum Christusglauben gekommen war und mit dem ich ein jüdisches Neujahrsfest in Jerusalem erlebte; er hatte an-

genommen, dass ihm der Zutritt verwehrt werden würde, und zog dann wie ein König in die Stadt ein, in der von allen Seiten die Schofarhörner ertönten – ein unvergessliches Erlebnis.

Noch Manches könnte ich berichten, zum Beispiel die Herausgabe einiger Bücher zum Thema, aber dies mag genügen, um darzulegen, dass das Verhältnis zum Judentum für mich keine Nebensache war, sondern ein Hauptthema meines Lebens. Dass ich mich dabei hauptsächlich in kirchlichen Kreisen bewegte, lag nahe. Ich könnte aber auch auf meine Mitarbeit an der Aufarbeitung der Kriegszeit in Wolfsburg verweisen, wo jüdische Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn im VW-Werk schufteten mussten. Ich war schon im Ruhestand, als ich sämtlichen Fraktionen des Stadtrates die Benennung eines Platzes im Zentrum der Stadt nach Sara Frenkel vorschlug, die mit ihrer Schwester überleben konnte, weil ein pol-

nischer katholischer Priester in Lublin den beiden falsche Papiere als Katholikinnen besorgt hatte – wofür er nach dem Kriege einen Ehrenplatz in der Allee der Gerechten in der Gedenkstätte JadwaSchem in Jerusalem erhielt. – Im Nachhinein kann ich nicht mehr sagen, wie ich das alles bewältigt habe. Oft ging die Beanspruchung durch die vielfältigen Aufgaben bis an die Grenzen meiner Kraft, teils auch darüber hinaus. Es kam mir zugute, dass ich in der Wolfsburger Diakonie eine relativ unabhängige Position hatte, gute Mitarbeiter hatte und vor allem eine Frau, die mir immer wieder den Rücken freihielt. Ich habe das alles gern getan, denn so konnte ich mithelfen, Brücken über den Abgrund der Geschichte zu bauen.

Persönliche Begegnungen waren wichtiger Bestandteil des Bemühens. Einige wenige Beispiele: Eine Frau setzte sich in Jerusalem im Bus neben mich, als sie mich Deutsch sprechen hörte und fragte mich

nach meinem Urteil über die Lage der Juden in Deutschland. Sie hatte einen Versuch gemacht, die Stadt ihrer Jugend, München, wieder zu besuchen, hatte sich aber nicht von der Frage befreien können, welche Uniform die Menschen „damals“ getragen hatten und war entsetzt und verwirrt wieder abgereist. Ich konnte ihr einige positive Entwicklungen nennen, was sie sehr beruhigte. – Auf der Straße kam mir ein Mann entgegen, der lauthals über einen schweren Schicksalsschlag klagte. Durch einige teilnehmende Worte konnte ich ihm helfen usw. usf. – Entlastend wirkte ein zufälliges Gespräch mit drei kleinen Jungen, die mich fragten, woher ich denn komme, und auf meine Antwort „from Germany“ fragten: „Is that a big country“? Offenbar hatten sie noch nichts davon gehört, was in diesem Land mit Ihresgleichen geschehen war.

Die Fortsetzung folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Akkerman – Buch des Gedenkens – Jiskor-Book

2021 JÜDISCHES
LEBEN IN
DEUTSCHLAND

In den Mitteilungsblättern der letzten Monate wurden Texte vorgestellt über Heimatgemeinden in Bessarabien, in welchen ein jüdischer Bevölkerungsanteil existierte:

Arzis, Sarata, Schabo, Tarutino.

Die Verfasser dieser Erinnerungen waren auch Mitglieder der Redaktionsleitung des Gedenkbuchs (Jiskor-Books) über den Kreis Akkerman, aus welchem diese Texte übersetzt wurden: Samuel Gurfil (Arzis), Zwi Schächter (Sarata), Aharon Kaminker (Schabo) und Schmuel Brilliant (Tarutino). W. Mammel hat das Foto des Redaktionsrats aus der Internet-Fassung des Buchs aufbereitet. Was diese ehemaligen Bessaraber veranlasst hat, ein so umfangreiches Werk (über 500 Seiten) herauszugeben, haben sie in einem Vorwort formuliert.

Uwe Quellmann

Vorwort (1982):

(verfasst vom Redaktionsrat (den Herausgebern) des Werkes; übersetzt von Sara Mages, deutsch von Uwe Quellmann)

Viele Jahre sind vergangen seit der Zerstörung der jüdischen Gemeinschaft von Akkerman und der kleineren Gemeinden in den zum Kreis gehörenden Ortschaften. Viele der ehemaligen Bewohner dieser Gemeinschaften, welche jetzt in Israel le-



Das Redaktionskomitee

ben, hatten das Bedürfnis, diese Gemeinschaften aufrechtzuerhalten, und aus dem Tal der Tränen die Erinnerung an Institutionen und Menschen zu erwecken, welche uns so lieb waren. Aus verschiedenen Gründen wurde das Erscheinen des Gedenkbuches immer wieder vertagt, und auch jetzt, mit der Herausgabe dieses Buches, sind wir nicht sicher, ob wir eine treue Darstellung der verlorenen Gemeinden wiedergeben.

Wir hatten keine Informationsquellen, wie Archive und historisches Dokumentationsmaterial, zur Verfügung. Mit der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung waren viele Quellen und Erinnerungen

ebenfalls vernichtet und wir konnten nur noch darauf zurückgreifen, was übriggeblieben war: auf die Überlebenden; einer aus einem Städtchen und zwei von einer Familie; Briefe von weit her, Erinnerungen, etc.

Obwohl einige unter uns waren, welche angesichts all dessen nur die eine Möglichkeit sahen, nämlich, aufzugeben und das jüdische Akkerman, Tarutino, Arzis, Tatarbunar, Sarata, Bayramtscha, Schabo und all die anderen Ortschaften in den Tiefen des Vergessens untergehen zu lassen, muss darauf hingewiesen werden, dass viele andere die Vorstellung des Verlustes des Andenkens an unsere Eltern, Brüder und Schwes-

tern und alle unsere Lieben nicht akzeptierten. Unserer Lieben, welche uns dieses Vermächtnis eingepflicht haben, dass wir in seinem Lichte weitergehen.

Sie wurden bestärkt von der Erkenntnis, dass dies die letzte Chance ist, zu retten, was noch zu retten ist, da von Jahr zu Jahr die Zahl derer schrumpft, die sich noch erinnern können, was dort war und die in der Lage sind, Worte und Splitter aneinanderzufügen zu einem Zeugnis für künftige Generationen.

Wenn es noch Themen geben sollte, welche in diesem Buch nicht erfasst sind, müssen sie zu den Bedingungen, welchen wir uns unterziehen, angefügt werden.

Auch das Kapitel über die große Zerstörung, die jeder von uns in allen Einzelheiten wissen möchte, ist nicht gänzlich erforscht. Die Herausgeber dieser Sammlung sahen sich nicht autorisiert, über Details zu entscheiden, welche nicht ausreichend geklärt waren bezüglich der letzten Wege der Märtyrer.

Wir lassen verschiedene Zeugen (speziell Zeugen des Hörensagens) in ihren eigenen Worten erzählen oder schreiben. Zu beachten ist auch, dass nicht alle Berichte in diesem Buch in enger zeitlicher Nähe zu den Ereignissen aufgezeichnet wurden, als sie noch frisch im Gedächtnis waren. In vielen Fällen hat die Vergesslichkeit ihren Tribut gefordert, aber sollten nach der Veröffentlichung dieser Sammlung weitere Informationsquellen entdeckt werden, oder sollten Zeitgenossen Aufschluss geben können über neues Material, werden wir unser Bestes tun, diese Informationen dem Buch als Nachtrag beizufügen.

Viele Jahre sind vergangen, seit der Vorhang aufgetan war und die Schau des Entsetzens vor uns enthüllt wurde, aber sie ließen uns nicht vergessen, und sie schwächten nicht die unermessliche Trauer über die Gemeinschaft und über den Einzelnen. Insbesondere unseren Kummer, dass die meisten der Opfer des entsetzlichen Holocaust keinen Grabstein auf ihrem Grab haben. Deshalb haben wir am Schluss des Buches ihrem Gedenken einen Abschnitt gewidmet und ebenfalls dem Gedenken der Menschen aus Akkerman und den zugehörigen Ortschaften, welche in den Kriegen Israels gefallen oder in Israel entschlafen sind.

Alle Worte und näheren Angaben in diesem Abschnitt liegen in der Verantwortlichkeit der Ersteller des Gedenkens.

Wir möchten allen danken, die uns geholfen haben, viel oder wenig, sei es durch das Aufschreiben einer Bezeugung, durch Fotos, etc., oder durch finanzielle Hilfe. Mögen sie alle gesegnet sein!

*Die Redaktionsleitung des Buches
„Akkerman und die Ortschaften seines
Distrikts“ Dezember 1982*

Aus dem Museum

Das Konfirmationsgeschenk – ein Kaffeeservice



EVA HÖLLWARTH

Immer wieder habe ich im Museum, in vorderster Reihe in einer der Glasvitrinen, die Teile eines Porzellan-Services in einem wunderschönen Rosendekor in dezenten Farben bewundert. In allen Unterlagen der Inventarisierung konnte ich nur sehr wenige Informationen über die Herkunft und die ehemaligen Eigentümer des Services erfahren. Lediglich, dass es ursprünglich aus Tatarbanar stammte. Da die väterliche Linie von Ingo Rüdiger Isert aus Tatarbanar stammte, bat ich ihn, mir einiges über die ehemaligen Besitzer zu erzählen. Und ich hatte Erfolg! Lesen Sie, was er mir zu berichten wusste:

„Die Brüder Adolf und Alfred Hoffmann ließen auf ihrem Gut Lambrowka bei Klöstitz ihre Kinder von einer Privatlehrerin unterrichten. Adolfs Tochter Olga wollte nicht allein unter Jungen sein. So kam man überein, dass ihre Kusine Maria Johanna Isert (1882–1975) aus Tatarbanar nach Lambrowka kommen soll. Als Maria J. Isert am 24. Juni 1898 konfirmiert wurde, erhielt sie von ihren Verwandten, der Familie Adolf Hoffmann, ein vollständiges Kaffeeservice geschenkt.

Maria J. Isert heiratete später Arnold F. Jundt, der als Halbweise beim Gutsbesitzer Alfred Hoffmann aufgewachsen war. Er hatte die Wernerschule besuchen können und wurde dann Alfred Hoffmanns Verwalter auf dem Gut Lambrowka bis zur rumänischen Agrarreform 1920/21.

In der Familie Jundt waren von dem Kaffeeservice nach Umsiedlung (1940) und Flucht (1945) noch drei Teile erhalten: eine Kaffeekanne und zwei Tassen mit Untertassen. Diese Serviceteile erhielt ich



am 8. Juni 1997 von dem Sohn Harry Jundt und übergab sie später dem Heimatmuseum.“

Das sehr elegante Service hat als Dekor auf der Kanne, den Tassen und Untertassen voll erblühte Rosen. Es handelt sich hierbei wohl um Weichmalerei, das ist im Jugendstil hergestellte Blumenmalerei. Es werden hier keine grellen Farben verwendet, sondern nur blasser helle Farbtöne. Leider ist keine Porzellanmanufaktur auf dem Porzellan vermerkt. Allerdings ist die Signatur des Künstlers 8941 angegeben, ein Zeichen dafür, dass das Service handbemalt wurde.

Es ist bemerkenswert, dass wenigstens ein kleiner Teil des Services erhalten geblieben ist, trotz Umsiedlung aus Bessarabien und Flucht in Deutschland. Sicher werden auch Sie von dem Porzellan begeistert sein, wenn Sie wieder einmal das Museum besuchen.

Aus dem Intelligenzblatt von 1820

Fundstück Nr. 8541 aus der Christian-Fieß-Sammlung

MARTHA BETZ

Fast alle aufgeführten Personen mit ihren Angehörigen tauchen in den Sarataer Kirchenbüchern wieder auf. Auch mein Vorfahr Martin Deisinger aus Giengen an der Brenz, der mit Ehefrau und drei Kindern auswanderte. Seine Frau Sara muss unterwegs oder noch vor der Gründung Saratas verstorben sein, denn am 27. August 1822 heiratet er als Witwer wieder.

Deisinger Johann Martin, ev., Schuster

* 14.02.1772 in Giengen a.d. Brenz.

† 06.12.1829 in Sarata/Bess,

Alter: 57 J 9 M 21 T.

oo 1/1 21.04.1801 in Giengen a.d. Brenz

Ehefrau:

Böck Sara, ev.

* 04.12.1771 in Bissingen b. Herbrechtingen

† vor 27.08.1822

Kinder:

1) **Deisinger Ursula**, ev.

* 22.02.1802 in Giengen a.d. Brenz

† 22.06.1802 in Giengen a.d. Brenz,

Alter: 4 M

2) **Deisinger Johann Bartholomäus**, ev.

* 13.06.1803 in Giengen a.d. Brenz

3) **Deisinger Margaretha**, ev.

* 25.09.1808 in Giengen a.d. Brenz

4) **Deisinger Ursula**, ev.

* 19.08.1811 in Giengen a.d. Brenz

Martin Deisingers Tochter Margaretha ist meine Vorfahrin. Sie heiratet 1831 als Witwe den Witwer Johannes Klotzbücher, der zuvor mit Jakobina Geigle verheiratet war. Johannes Klotzbücher und Margaretha Deisinger haben ihre ersten Ehepartner durch Cholera verloren.

A b s c h r i f t !

aus dem

„Intelligenz-Blatt. Beilage zum Königlich-württembergischen Staats- und Regierungs-Blatt vom Montag 31. Juli 1820“ (Jahrgang 1820 Nr. 48), Seite 264 :

„H e i d e n h e i m. Nachfolgende diesseitige Amtsangehörige wandern nach Rußland aus, und werden auf Jahresfrist durch tüchtige Bürger vertreten, inner welcher allenfallsige Ansprüche an dieselben bei den betreffenden Ortsvorständen anzubringen sind; von Heidenheim: Johannes Wok, Seculer, mit seiner Ehefrau und einem Kinde; Julius Fuchs, Leilig; von Brenz: Paul Böheler, Weber, mit seiner Ehefrau und drei Kinder; Johann Georg Honnel, Sattler, mit seiner Ehefrau und zwei Kindern; Leopold Nille und seine Ehefrau; von Lettingen: Johannes Kieß, Weber, mit Ehefrau und drei Kindern; von Brenzen: Johann Martin Oilsann, Gärtner, mit Ehefrau und vier Kindern; Martin Deisinger, Schuster, mit Ehefrau und drei Kindern; Georg Mathias Baumgartner, mit Ehefrau; Philipp Heinrich Kauz, Ziegler, mit zwei Kindern; von Herbrechtingen: Veit Stäudlen, Maurer, nebst Ehefrau und zwei minderjährigen Söhnen; von Herrnaringen: Friedrich Geigle, Weber, nebst Ehefrau und sieben Kindern; Heinrich Albrecht Kerk, Weber, mit Ehefrau und einem minderjährigen Sohne; von Orgenhausen: Mattheus Laur, Weber, nebst Ehefrau, zwei minderjährigen Söhnen und seinem volljährigen Sohne Johannes Laur; von Sonthofen an der Brenz: Johann Waldenmajer, Kiefer, mit seiner Ehefrau und drei Kindern; Christian Weßler, Metzger, mit seiner Ehefrau und drei Kindern; Andreas Biedenbach, Tagelöhner, mit Ehefrau; Jacob Waldenmajer, Zimmermann, mit Ehefrau und drei Kindern.

Den 17. Juli 1820

Königl. Oberant. "



Die Acreue der Abschrift bezeugt
Herrnaringen, 19. März 1963

Pfarrer *Lengler*

8541

Korrektur

zum Fundstück aus dem Mitteilungsblatt
April 2022 auf Seite 21:

In der vorherigen Ausgabe hatte Martha Betz in der Reihe „Fundstücke aus der Christian-Fieß-Sammlung“ über den Lehrer Friedrich Geigle geschrieben. Leider hat sich bei uns der Fehlerteufel eingeschlichen: Wo sie eigentlich als Autorin hätte stehen sollen, stand nichts. Das war natürlich missverständlich und so sei an dieser Stelle ergänzt: Auch das Fundstück aus dem April stammte von Martha Betz.

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß,
homepage@bessarabien.de

Besuchen Sie unsere
Homepage:
www.bessarabien.de

Bilder des Monats Mai 2022

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Liebe Leserinnen und Leser,

***Wer weiß etwas zum
Inhalt dieser Fotos?***

***Aus welchem Jahr
stammen die Fotos?***

Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir
Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse
homepage@bessarabien.de mit Betreff
„Bild des Monats“ oder per Post an
Bessarabiendeutscher Verein e.V. zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse
und Ihre Unterstützung!*

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*

Rückmeldungen zu den Bildern des Monats März liegen noch nicht vor.

Die Einstellung der ukrainischen Bevölkerung zum Krieg

Eine Umfrage Anfang März unter der ukrainischen Bevölkerung hat folgendes Stimmungsbild ergeben.

Auf die Frage, wie zuversichtlich sie seien, dass sich die Ukraine gegen einen russischen Angriff wehren könne, antworteten im Januar, also vor Kriegsbeginn, nur 22 Prozent optimistisch. Im März waren es jedoch schon 71 Prozent, die davon überzeugt sind, dass die Ukraine sich erfolgreich wehren könne.

Auf die Frage, ob die Bevölkerung das ukrainische Militär bei der Verteidigung unterstützen würde, gaben 91 Prozent zur Antwort, dass sie das machen würden. Für die Unterstützung des Präsidenten votierten gute 80 Prozent.

Im September 2021 waren nur 16 Prozent der Bevölkerung bereit, die territoriale Integrität der Ukraine mit Waffengewalt zu unterstützen, im März 2022 waren es 59 Prozent. 21 Prozent sagten, sie wären dazu eher bereit als nicht.

Die Zustimmung zu einem EU-Beitritt betrug in der Bevölkerung im März fast 90 Prozent, beim NATO-Beitritt waren fast 80 Prozent dafür.

Auf die Frage, wer in Russland die Schuld am Krieg gegen die Ukraine trägt, die russische Staatsführung oder die russische Regierung und die russische Bevölkerung gleichermaßen, meinten 55 Prozent, dass es der Präsident allein sei, 38 Prozent geben beiden die gleiche Schuld.

Eine der interessantesten Fragen war, ob es nach dem Ende des Krieges wieder freundschaftliche Beziehungen zu Russen geben könne. Mit 42 Prozent antwortete fast die Hälfte der Befragten mit „Nein, das ist unmöglich“. 30 Prozent meinten, dass sei vielleicht in 10, 20 oder 30 Jahren wieder möglich. Diese Antworten geben ein deutliches Bild ab von der Geschlossenheit der Bevölkerung gegenüber dem russischen Versuch, die ukrainische Gesellschaft zu spalten.

*Karl-Heinz Ulrich /
Ukraine-Analysen Nr. 263, 14.03.2022*

Ablösung des Bundesbeauftragten Dr. Bernd Fabritius

Aussiedler und Spätaussiedler stehen innenpolitisch unter Druck

Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Dr. Bernd Fabritius, hat erklärt, dass seine kurzfristige Ablösung bevorstehe. Dazu erklärt der Vorsitzende der Gruppe der Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten der CDU/CSU-Fraktion Christoph de Vries laut einer Pressemitteilung vom 8. April 2022:

„Die Ablösung von Dr. Bernd Fabritius als Beauftragter für Aussiedlerfragen ist eine gravierende Fehlentscheidung. Gerade in einer Situation, in der unsere deutschen Landsleute aus Russland und anderen früheren Sowjetrepubliken aufgrund der russischen Invasion innenpolitisch unter Druck stehen und Anfeindungen ausgesetzt sind, gibt die Bundesregierung damit das völlig falsche Signal an die rund 2,5 Millionen Russlanddeutschen in der Bundesrepublik.

Herr Fabritius genießt sowohl bei den Aussiedlern als auch bei den deutschen Minderheiten im Ausland und parteiübergreifend im Parlament allerhöchstes Ansehen für seinen unermüdlichen Einsatz und seine große fachliche Expertise. Mit seiner Abberufung aus parteipolitischen

Gründen nimmt Bundesinnenministerin Nancy Faeser nicht nur in Kauf, dass die Spätaussiedler ein wichtiges Sprachrohr ihrer Anliegen verlieren, die Bundesregierung verliert auch einen politischen Zugang zu diesen Menschen.

Wir danken Dr. Fabritius für seinen vorbildlichen Einsatz und wünschen der Nachfolgerin als gute Demokraten viel Erfolg im Amt.“

Das Amt übernahm zum 14. April 2022 die 1992 in Wostok in Russland geborene Natalie Pawlik; MdB. Sie kam mit sechs Jahren gemeinsam mit ihrer Familie als Spätaussiedlerin nach Deutschland, wo sie in einem Aussiedlerwohnheim in Bad Nauheim lebte.

Die NZZ bewertet diesen Schritt als „rabiante Personalpolitik“ und schreibt weiter: „Gerade eben wurde der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten durch eine Jungpolitikerin aus Faesers hessischem Landesverband ersetzt, die bis vor kurzem noch den Jusos vorstand und nicht als Expertin für das neue Themengebiet auffiel.“

Schulunterricht in Zeiten des Krieges

Nach der langen Zwangspause wegen des Krieges hat nach drei Wochen in 14 Regionen der Ukraine wieder der Unterricht begonnen, auch in Odessa. Jede Schule kann jetzt selbst entscheiden, wie sie den Unterricht organisiert. Es gibt Präsenzunterricht, aber meistens sind es Videokonferenzen mit Zoom. Jede Einheit dauert etwa 30 Minuten, dann gib es eine Pause von zehn Minuten. Wenn es Luftalarm gibt, muss der Lehrer die Unterrichtsstunde sofort beenden. Die erste Unterrichtswoche während des Krieges war in Odessa eine „Wiederholungswoche“. Hausaufgaben bekamen die Kinder nicht.

Außer Videokonferenzen gibt es viele Internetplattformen, auf denen Schüler nützliche Informationen und Aufgaben finden können. In Odessa wurde z.B. während des Lockdowns ein interessantes Projekt „Odessa führt die Stunden durch“ organisiert. Das sind Videostunden für alle Klassenstufen verschiedener Unterrichtsfächer. Sie stehen jetzt allen Schülern aus der ganzen Ukraine auf der Webseite zur Verfügung. Außerdem hat am 14. März das ukrainische Bildungsministerium einen digitalen interaktiven Kurs „Der Allukrainische Stundenplan online“ (Всеукраїнський розклад онлайн) präsentiert. Den kann man unter der Adresse (<https://mon.gov.ua/ua/vseukrayinskij-rozklad>) finden. Das ist wirklich eine Schatzkiste mit den nötigsten Unterrichtsmaterialien und Lehrbüchern. Den Allukrainischen Stundenplan online kann man auch als eine mobile App nutzen. Das ist besonders für die Schüler aus den Regionen (aber auch für die Geflüchteten) wichtig, wo der normale Unterricht noch nicht wieder möglich ist.

Irina, Lehrerin, Odessa

Ich war (mir) zuerst nicht sicher, ob der Online-Unterricht eine gute Idee ist. Viele Kinder sind auf der Flucht, sie sind traumatisiert. Aber als ich die Augen meiner Schüler gesehen habe, waren alle Ängste weg. Ich habe verstanden, dass es sehr wichtig ist, den Schülern ein Angebot zum Gespräch und zum Austausch zu machen. Es geht in erster Linie um Fürsorge, dann um Wissensvermittlung. Ich bin jetzt in einem Dorf bei Odessa und habe die Lehrbücher nicht dabei, deshalb war ich sehr froh, dass es so viele nützliche Plattformen gibt, die in dieser schweren Zeit helfen, mit den Kindern zu arbeiten.

Max, Schüler der 7. Klasse, Odessa

Ich konnte mich kaum konzentrieren, weil wir in der Nacht fünf Stunden flie-

geralarm hatten. Aber ich war sehr froh, meine Mitschüler und meine Lehrerin zu sehen. Plötzlich fühlte ich mich nicht mehr allein. Außerdem hatte ich heute meine Lieblingsfächer Mathe und Deutsch und konnte viel Interessantes erfahren und den Lernstoff wiederholen.

Alexander, Vater von 2 Kindern (7 und 15 Jahre), Ismail

Ich war immer gegen den Online-Unterricht, aber heute bin ich glücklich, dass er stattfindet. Die letzten Wochen waren schrecklich, die Kinder haben geweint, waren sehr traurig. Der Unterricht lenkt sie für ein paar Stunden ab. Ein Stück des normalen Lebens kommt zurück. Oder mindestens eine Illusion davon.

Karina Beigelzimer, Lehrerin und Journalistin, Odessa

Es waren eine schlaflose Nacht unter anhaltendem Luftalarm und ein schrecklicher Sonntagmorgen mit Angriffen auf

meine Heimatstadt. Mein Haus zitterte, und ich auch.

Ich blieb im Flur sitzen. Ob es dort sicher ist? Auf jeden Fall sicherer als im Bett am Fenster. Ich weiß nicht genau, wie lange ich dort saß. Ich habe kein Zeitgefühl mehr. Dauert der Krieg nun schon ein bisschen länger als einen Monat? Es scheint mir, als ob mindestens ein Jahr vergangen sei. Der Krieg gehört allmählich zum Alltag, an den man sich aber nicht gewöhnen kann.

Nachdem der Fliegeralarm zu Ende war, konnte ich hinaus. Der Himmel über einigen Bezirken von Odessa war feuerrot. Nach Luftangriffen auf die Stadt gab es einige starke Brände. Schwarze Rauchsäulen und Flammen waren zu sehen.

In der nächsten Nacht gab es wieder einen Raketenangriff. Das besorgt mich sehr. Wie viele Angriffe gibt es noch? Wie viele Städte werden russische Invasoren noch zerstören? Wie viele Leute in meinem Heimatland müssen noch sterben, bis man Putins Kriegsmaschine endlich

stoppt? So viele Fragen und keine Antworten. Ich fühle mich wie im falschen Film. Aber der Krieg ist da, und ich bin mittendrin.

Manchmal denke ich, dass es sehr gut ist, dass ich im Moment so viel arbeite, als Journalistin und als Lehrerin. Ich spreche über das Internet oft mit meinen Schülern. Sie sind plötzlich so erwachsen geworden. Ich sehe viel Schmerz in ihren Augen, Angst und Verwirrung. Und einen stillen Vorwurf gegenüber der gesamten Welt, die dabei zusieht, wie ein wahnsinniger Diktator ihre Kindheit zerstört.

Meine Freunde aus Deutschland sind sehr überrascht, dass die Kinder auch im Krieg die Möglichkeit haben, den Unterricht online zu besuchen. Die Corona-Pandemie hat die Digitalisierung bei uns stark vorangetrieben. Das hilft uns jetzt sehr, den Onlineunterricht wie gewohnt weiterzuführen. Die Kinder freuen sich sehr, einander zu sehen und zu lernen. Es ist eine große Ablenkung vom Krieg und soll den Kindern ein Stück Normalität bieten.

Krieg in der Ukraine

Ex-General warnte Putin früh vor einer Katastrophe

Der ehemalige russische Generaloberst Leonid Iwanschow hat einen Appell an den Präsidenten und die Bürger Russlands verfasst. Der Titel seines Werks: „Vorabend des Krieges.“ Darin stellt er sich gegen den Einmarsch in der Ukraine und fordert die russische Regierung und Präsident Wladimir Putin zum Rücktritt auf. Diese Warnung vor dem Krieg wurde von ihm bereits im Januar veröffentlicht und findet vor allem jetzt Beachtung – denn mehr als einen Monat nach Kriegsbeginn werden viele seiner Befürchtungen über Russlands Zukunft wahr.

Leonid Iwanschow hatte nie große Sympathien für den Westen. Der pensionierte Generaloberst leitete bis 2001 die internationale Abteilung des Verteidigungsministeriums und war für seine kritischen Reden gegen die Osterweiterung der Nato bekannt. Als Präsident der Akademie für Geopolitische Angelegenheiten verteidigte der 78-Jährige das russische Vorgehen in Syrien und anderen Krisenherden gegen westliche Kritik.

Er schreibt, im Laufe der letzten Jahre sei der russische Patriotismus eine unheilige Allianz mit der gewachsenen militärischen Macht des Landes eingegangen. Der Sieg im Zweiten Weltkrieg bildet eine Grundlage für den Nationalstolz der russischen Bürger. Man meint, wie damals, immer gegen alle Feinde Russlands siegen zu können.

„Heute lebt die Menschheit in Erwartung eines Krieges. Ein Krieg bedeutet unweigerlich den Verlust von Menschenleben, Zerstörung, das Leiden sehr vieler Menschen, die Zerstörung ihrer Lebensweise sowie die Zerstörung ganzer Nationen und Völker. Ein großer Krieg ist eine große Tragödie, ein schweres Verbrechen. Diese Katastrophe droht nun Russland. Und das vielleicht zum ersten Mal in seiner langen Geschichte.“

Bisher war Russland (die Sowjetunion) nur dann gezwungen Krieg zu führen, wenn es keinen anderen Ausweg gab, wenn die Interessen des Staates und der Gesellschaft bedroht waren und es diese verteidigen musste. Was bedroht heute die Existenz Russlands, und gibt es eine solche Bedrohung überhaupt? Man kann argumentieren, dass es tatsächlich Bedrohungen für Russland gibt. Das Land steht kurz vor seinem Ende. Die Bevölkerungszahl sinkt stetig. Der Populationsschwund bricht weltweit Rekorde. Dies ist unserer Meinung nach die größte Bedrohung für die Russische Föderation. Es handelt sich jedoch um eine innere Bedrohung. Grund dafür sind das Staatsmodell, die Herrschaftsform sowie der Zustand unserer Gesellschaft.

Die Gründe für eine Bedrohung sind also interne Faktoren: das unrentable Staatsmodell, die völlige Inkompetenz und Unprofessionalität des Macht- und Verwaltungsapparats, die Passivität und Desorganisation

der Gesellschaft. In einem solchen Zustand kann kein Land lange überleben.

Was die Bedrohungen von außen angeht: Diese gibt es durchaus. Nach unserer Experteneinschätzung sind sie jedoch derzeit weder kritisch, noch bedrohen sie unmittelbar die Existenz des russischen Staates oder seiner vitalen Interessen. Im Großen und Ganzen ist alles stabil. Die Kernwaffen sind unter zuverlässiger Kontrolle, die NATO-Streitkräfte werden nicht aufgestockt, und es finden keine Aktivitäten statt, die Russland bedrohen.

Die Okkupation der Krim und Sewastopols durch Russland und die Tatsache, dass die internationale Gemeinschaft diese Gebiete nicht als russisch anerkennt (und daher die überwiegende Mehrheit der Staaten der Welt sie immer noch als zur Ukraine gehörig betrachtet), zeigt auf überzeugende Weise das Scheitern der russischen Außenpolitik und die Unattraktivität der russischen Innenpolitik. Der Versuch, die Menschen dort und in der Ukraine durch Gewaltandrohungen zu zwingen, die Russische Föderation und ihre Führung zu ‚lieben‘, ist sinnlos und äußerst gefährlich.

Die Anwendung militärischer Gewalt gegen die Ukraine würde erstens die Existenz Russlands selbst als Staat in Frage stellen und zweitens Russen und Ukrainer

für immer zu Todfeinden machen. Drittens werden auf der einen wie auf der anderen Seite Tausende (Zehntausende) junger, gesunder Menschen getötet. Das würde sich mit Sicherheit auf die künftige demographische Situation in unserem aussterbenden Land auswirken.

Wir, die Offiziere Russlands, fordern den Präsidenten der Russischen Föderation auf, seine verbrecherische Politik und die

Provokation eines Krieges, in dem Russland allein gegen die vereinigten Kräfte des Westens stehen würde, aufzugeben. Wir fordern ihn auf, die Voraussetzungen für die praktische Umsetzung von Artikel 3 der Verfassung der Russischen Föderation zu schaffen und zurückzutreten.“
Karl-Heinz Ulrich/Nowosti – Новости „ООС“

Anmerkung der Redaktion: Der ehemalige russische Generaloberst Leonid Iwanschow ist

heute der Vorsitzende der „Allrussischen Offiziersversammlung“. Das ist eine allseits bekannte Organisation der Reserveoffiziere mit pro-sowjetischen und national-patriotischen Ansichten. Diese Organisation hat eine eigene Internetplattform, die bis heute jedermann in Russland zugänglich ist. Sie wird von den Bürgern Russlands jedoch kaum zur eigenen Information genutzt. Darum haben seine Äußerungen kaum Einfluss auf die Informationsbildung der russischen Bevölkerung.

Russlands Invasion – weltweite Auswirkungen

Die russische Invasion in der Ukraine hat weitreichende Auswirkungen – politisch, militärisch und nicht zuletzt ökonomisch. Aber nicht nur dort steht die Weltgemeinschaft vor schwerwiegenden Herausforderungen. Auch die globale Ernährungssicherheit könnte gefährdet sein, zählen die Ukraine und Russland doch zu den größten Produzenten und Exporteuren von Getreide weltweit.

In den Schwarzerderegionen der Ukraine und Russlands wurde im letzten Herbst der Winterweizen ausgesät. Die Anbaufläche und die mögliche Produktionsmenge sind damit festgelegt. Sie können nicht beliebig vergrößert werden. Zum Ende des Winters zeigen sich die Anbaugelände insgesamt in einem guten Zustand. Die russische Invasion wird aber die landwirtschaftlichen Aktivitäten (die Ernte) in der Ukraine maßgeblich beeinträchtigen. Selbst in dem Fall, dass die Weizenernte eingefahren werden kann, ist ein Ertragsrückgang von etwa einem Drittel zu erwarten.

Bei den Frühjahrssaaten ist die Lage noch schlechter. Hier steht die Aussaat noch aus. Die Bodenaufbereitung und die Aussaat der Sommergerste beginnen gewöhnlich Anfang März im Süden der Ukraine und werden anschließend weiter in Richtung Norden fortgesetzt. Die wichtigste Frühjahrssaat in der Ukraine ist Mais, der von Anfang April bis Mitte Mai ausgesät wird. Saatgut, Treibstoff und Arbeitskräfte fehlen aber oder können gerade nicht zur richtigen Zeit am richtigen Ort bereitgestellt werden. Daher ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Ukraine dieses Jahr auch nur annähernd so viel Mais ernten wird wie die 42 Millionen Tonnen 2021.

Ein großer Anteil der besten Anbauflächen befindet sich im Süden und Osten des Landes und somit nahe der Hafenzentren entlang des Asowschen Meeres und der Schwarzmeerküste. Einige dieser Städte (z. B. Kherson, Mariupol) sind heftigen Kämpfen ausgesetzt. Daher sind

Schäden an Silos, Hafenanlagen und Bahnanbindungen wahrscheinlich.

Die globalen Getreidepreise sind hoch und werden dies in absehbarer Zukunft bleiben, da sich die Märkte an die stark reduzierten Getreidemengen anpassen, die in diesem und voraussichtlich in den nächsten Jahren vorhanden sein werden. Die internationale Gemeinschaft und Entscheidungsträger in der EU werden die globale Produktion von Getreide erhöhen, Exportverbote vermeiden und in der Debatte umdenken müssen, ob man weiterhin Getreide zu Treibstoff verarbeiten wolle. Neben der Hoffnung auf einen sofortigen Abzug aller russischen Truppen aus der Ukraine wird die Weltgemeinschaft eine klare Antwort geben müssen, um die Ernährungsunsicherheit – verstärkt durch Russlands ungerechtfertigte militärische Invasion der Ukraine – in Afrika und im Nahen Osten zu gewährleisten.

*Karl-Heinz Ulrich /
Ukraine-Analysen Nr. 263, 14.03.2022*

Zusätzliche Hilfe für die Republik Moldau

Angesichts des Krieges in der Ukraine will die Bundesregierung auch die Republik Moldau stärker finanziell unterstützen. Dazu fand eine internationale Geberkonferenz im Auswärtigen Amt statt. Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) sagte dem Land einen ungebundenen Finanzkredit in Höhe von 50 Millionen Euro zu, wie Regierungssprecher Steffen Hebestreit mitteilte. Die Republik Moldau stehe po-

litisch und finanziell, aber insbesondere auch durch die hohe Zahl aufgenommener Flüchtlinge und gestiegener Energiekosten, vor enormen Herausforderungen, hieß es zur Begründung.

Auch das Entwicklungsministerium kündigte weitere finanzielle Hilfe an. „Fast 100.000 Geflüchtete aus der Ukraine halten sich aktuell in einem Land mit 2,6 Millionen Einwohnern auf, das zu den ärm-

sten Ländern Europas zählt“, sagte Entwicklungsministerin Svenja Schulze (SPD). Von allen Aufnahmeländern beherbergt Moldau demnach mit vier Prozent proportional zur eigenen Bevölkerung den größten Anteil ukrainischer Kriegsflüchtlinge und hat mit starken wirtschaftlichen Auswirkungen zu kämpfen.

*Presse- und Informationsamt der
Bundesregierung (BPA)*

Stand Aktion Nothilfe für Deutsche aus der Ukraine

BdV für rund 47.000 Euro Spenden dankbar

Seit Beginn der Spendenaktion „Nothilfe für Deutsche aus der Ukraine“, die der Bund der Vertriebenen (BdV) gemeinsam mit der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LmDR) und in enger Abstimmung mit den Partnerorganisationen

der deutschen Minderheiten in den Nachbarländern der Ukraine ins Leben gerufen hat, sind rund 47.000 Euro von Privatpersonen und landsmannschaftlichen Gliederungen auf dem Spendenkonto eingegangen. Dies sei, so BdV-Präsident Dr. Bernd

Fabritius, „ein tolles Ergebnis, zumal der BdV bislang nie mit Spendenaktionen in Erscheinung getreten ist“.

Über eine erste Verwendung der Gelder hat das BdV-Präsidium bereits entschie-

den. So sind 20.000 Euro an den Wohltätigkeitsfonds des Rates der Deutschen in der Ukraine (RDU) und 10.000 Euro für Hilfsaktionen der Evangelischen Kirche in Rumänien überwiesen worden. Mit dem RDU und seinem Wohltätigkeitsfonds wurde vereinbart, dass das Geld direkt zur Hilfe bedürftiger Angehöriger der deutschen Minderheit in der Ukraine eingesetzt wird, die in den vom Krieg besonders betroffenen Gebieten wie Mariupol, Kiew oder Odessa festsetzen oder auf der Flucht Unterstützung benötigen. Die Evangelische Kirche in Rumänien wiederum unterstützt Ukrainer, darunter auch viele Deutsche, denen die Flucht über die Grenze nach Rumänien gelungen ist und die dort Schutz suchen. Sie bringt die Betroffenen von der Grenze in Jugend- und Gemeindezentren wie etwa das kircheneigene Jugendzentrum in Seligstadt, versorgt sie mit Lebensmitteln und Medikamenten und kümmert sich auch um die nach den traumatischen Erfahrungen dringend notwendige Seelsorge. Dabei arbeitet sie eng mit dem Demokratischen

Forum der Deutschen in Rumänien (DFDR) zusammen.

BdV-Präsident Fabritius erklärt: „Für den ersten Einsatz der Spendengelder war für uns entscheidend, wie sich die Kriegssituation entwickelt hat. Der Hilfsbedarf ist aktuell in der Ukraine selbst am größten. Dies bestätigt auch der Austausch mit dem Rat der Deutschen in der Ukraine und seinem Vorsitzenden, Wolodymyr Leysle, sowie mit der Arbeitsgemeinschaft deutscher Minderheiten und ihrem Sprecher, Bernard Gaida. Außerdem wollen wir gezielt Aktionen unterstützen, die im Grenzgebiet ansetzen und von dort Flüchtlinge retten. Dabei gilt es, dort zu helfen, wo noch nicht ausreichend Spenden selbst erworben werden konnten.“

Erneut zeige sich, dass die Bilder von Krieg und Flucht große Empathie gerade auch bei den deutschen Heimatvertriebenen, Flüchtlingen, Aussiedlern und Spätaussiedlern auslösen. Zahlreiche eigene

Hilfs- und Sammelaktionen seien das Ergebnis. „Ob das die Unterbringung von Flüchtlingen im Heiligenhof ist, die Organisation von Hilfstransporten durch die LmDR oder die Stiftung Verbundenheit mit den Deutschen im Ausland, viele eigene Aktionen in Landsmannschaften und Landesverbänden oder von denjenigen, die sich in ihren Städten und Gemeinden engagieren: Für diese ‚aktive Anteilnahme‘ am Schicksal der Ukraine und aller dort betroffenen Menschen bin ich allen Mitwirkenden und Spendern sehr, sehr dankbar“, so Fabritius abschließend.

Pressemeldung BdV vom 19. April 2022

Krieg in der Ukraine – Ökonomischer Schock für Moldau

Die moldauische Wirtschaft wird durch den Krieg in der Ukraine und die Sanktionen gegen Russland stark beeinträchtigt werden. Die Exporte nach Russland werden aufgrund der unterbrochenen Transportkorridore vermutlich um 190 Mio. USD (1,6 % des BIP) zurückgehen. Gerade die wichtigsten Exporte nach Russland, Äpfel und Medikamente, können nicht ohne weiteres auf andere Märkte umgelenkt werden.

Ein weiterer Wirkungskanal sind Rücküberweisungen, die für die moldauische Wirtschaft eine große Rolle spielen. Die Überweisungen aus Russland sind zwar rückläufig, machen aber mit 2,7 % des BIP immer noch einen erheblichen Anteil aus. Wir erwarten, dass die Rücküberweisungen 2022 um 129 Mio. USD (1 % des BIP) zurückgehen werden.

Darüber hinaus ist Moldau vollständig von russischen Gasimporten abhängig. Der Krieg birgt das Risiko einer Unterbrechung des Gastransits durch die Ukraine. In einem solchen Szenario könnte es in Moldau zu beträchtlichen Stromengpässen kommen.

Darüber hinaus hat der Krieg die Lebensmittel- und Energiepreise in die Höhe getrieben, was die ohnehin schon hohe Inflation in Moldau weiter anheizen wird. Die Geldpolitik muss daher straff bleiben, was wenig Spielraum für die Unterstützung der Wirtschaft lässt. Dies wiederum wird den Staatshaushalt weiter belasten, der bereits durch den Flüchtlingszustrom und die Kompensationszahlungen im Energiesektor belastet ist. Daher wird die finanzielle Unterstützung durch externe Partner eine Schlüsselrolle für Moldau spielen.

*German Economic Team
Newsletter Moldau 70/2022*

Bundeskanzler Scholz telefoniert mit dem ukrainischen Präsidenten Selensky

Bundeskanzler Olaf Scholz hatte am 10. April dieses Jahres im Rahmen seiner regelmäßigen Kontakte mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selensky telefoniert und sich über die aktuelle Lage und zum Verhandlungsprozess zwischen der Ukraine und Russland informiert. Der Bundeskanzler verurteilte die abscheulichen Kriegsverbrechen des russischen Militärs in Butscha und in anderen Orten der Ukraine. Er sprach den Menschen in der Ukraine die Solidarität und volle Unterstützung Deutschlands aus. Die Bundesregierung werde zusammen

mit ihren internationalen Partnern alles daran setzen, dass die Verbrechen schonungslos aufgeklärt und die Täter identifiziert werden, damit sie vor nationalen und internationalen Gerichten zur Verantwortung gezogen werden. Der Bundeskanzler und der ukrainische Präsident tauschten sich darüber hinaus über Möglichkeiten der weiteren Unterstützung der Ukraine aus und verabredeten, weiterhin eng in Kontakt zu bleiben.

10. April 2022, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA)

Der Ukraine-Krieg – eine der größten Herausforderungen

Der Ukraine-Krieg ist nach Einschätzung von UN-Generalsekretär António Guterres eine der größten Herausforderungen für den Frieden auf der Welt, seit Gründung der Vereinten Nationen nach dem Zweiten Weltkrieg. Aufgrund von „seinem Wesen, seiner Intensität und seiner Konsequenzen“ handle es sich um „eine der größten Herausforderungen für die internationale Ordnung und die globale Friedensarchitektur basierend auf der Charta der Vereinten Nationen“, sagte Guterres vor dem UN-Sicherheitsrat in New York.

Der Krieg müsse sofort aufhören und ernsthafte Friedensverhandlungen müssten beginnen, forderte der UN-Chef. Zudem bereiten ihm die wirtschaftlichen Auswirkungen auf den Rest der Welt große Sorgen, sagte Guterres weiter. „Wir sehen jetzt schon, wie einige Länder aus der Verwundbarkeit in die Krise schlittern und sehen Zeichen von ernsthaften sozialen Unruhen.“

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA)

Eine historische Blaupause vor 83 Jahren

**Wütende sowjetfeindliche
Kampagne in Finnland**

**Die Grenzen der Sowjetunion vor den frechen
Provokationen der finnischen
Soldateska sichern**

**Die Kriegsbrandstifter können
der Verantwortung nicht entgehen**

**Die finnische Soldaten begrüßen
die Volksregierung Finnlands**

Freche Provokation der finnischen Soldateska

**Die finnischen Possenreißer
sollen verantworten**

BILDUNG EINER VOLKSREGIERUNG FINNLANDS

*Darstellung des „Winterkrieges“
(30.11.1939–13.3.1940)
in der Zeitung „Nachrichten“*

**PAKT ÜBER GEGENSEITIGE HILFE UND FREUNDSCHAFT ZWISCHEN
DER SOWJETUNION UND DER DEMOKRATISCHEN REPUBLIK FINNLAND**

DR. VIKTOR KRIEGER, BKDR

Entnommen aus:

<https://bkdr.de/eine-historische-blaupause-vor-83-jahren/>.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

Dieses Dokument bzw. (in diesem Fall) diese Dokumentation des Monats¹ ist außergewöhnlich. Es wird illustriert, dass die gerade stattfindenden gravierenden Ereignisse in der Ukraine keineswegs im luftleeren Raum entstanden und nur kaum aus aktuellen Entwicklungen oder Verlautbarungen der handelnden Personen zu erklären sind. Solche Großgeschehen – wie der anhaltende russische Angriff auf die Ukraine – können ohne historisches Hintergrundwissen kaum angemessen verstanden werden.

Von welchen Vorbildern lässt sich z. B. das Handeln des russischen Präsidenten ableiten? Er selbst sieht sich in der Tradition des heroischen Kampfes gegen Faschismus (heute: Nazismus). Demnach will er die Ukraine „denazifizieren“ und „entmilitarisieren“. In vielen westlichen Publikationen werden andersherum Parallelitäten zu dem Angriff des Deutschen Reichs am 1. September 1939 gezogen und das Agieren des russischen Staatsoberhauptes mit dem des damaligen Reichskanzlers verglichen.

Wer sich jedoch in der sowjetischen Geschichte auskennt, kommt unweigerlich zu dem Schluss, dass eher Stalin und seine Politik Wladimir Putin als Vorbild und nachahmenswertes Beispiel dienen. Sein Vorgehen erinnert einerseits an die Befreiungsrhetorik, mit der die UdSSR im September 1939 Polen überfallen hat und

andererseits an die Einverleibung der baltischen Staaten.

Darüber hinaus ist der sog. „Winterkrieg“ (30.11.1939–13.3.1940) zwischen Russland und Finnland am ehesten mit dem heutigen Vorgehen Russlands vergleichbar. Wir bringen hierzu einige zeitgenössische sowjetische Berichte und Regierungserklärungen, die 1939 in der Zeitung „Nachrichten“ (Engels), dem zentralen Presseorgan der Wolgadeutschen Republik, übersetzt veröffentlicht wurden. Sie zeigen uns frappierend viele Gemeinsamkeiten bis hin zu wortwörtlichen Übereinstimmungen.

Lange vor dem Angriff und bis zuletzt verurteilte die Regierung der UdSSR scharf die in Finnland angeblich „Wütende antisowjetische Kampagne“, „freche Provokationen finnischer Soldateska“, welche die sowjetischen Grenzgebiete unter Beschuss nahmen. In den Massenmedien wurde der finnische Premierminister als Possenreißer verunglimpft.

In einer scharfen Protestnote verurteilte der Außenminister (Volkskommissar) Wjatscheslaw Molotow am 26. November 1939 den Artilleriebeschuss sowjetischer Grenztruppen beim karelischen Dorf Mainila und verlangte von der finnischen Seite, ihre Militärtruppe von der Grenze zurückzuziehen.

Diesen selbst inszenierten Vorfall benutzte die UdSSR, um einige Tage später Finnland den Krieg zu erklären. In seiner Radioansprache vom 29. November 1939 führte Molotow eine lange Liste von „Provokation“ als Folge der „feindlichen Politik der herrschenden Kreise Finnlands“ gegen die friedfertige Sowjetunion auf, die sich infolgedessen gezwungen sah, „sofortige Maßnahmen zum Schutz der äußeren staatlichen Sicherheit zu ergreifen“. Solch eine Aufgabe wird „im freundschaftlichen Zusammenwirken mit dem

finnischen Volk zu lösen“ sein. Für den Kreml war klar, wer schuld ist: „Die finnischen Possenreißer sind verantwortlich.“

Wie diese Lösung aussieht, erfuhren die Sowjetbürger unmittelbar danach: Schon am 1. Dezember 1939 folgte die Bildung einer „Volksregierung Finnlands“ unter der Leitung eines zuverlässigen Kominintern-Kaders nämlich Otto Kuusinen. In einer Deklaration rief diese angeblich in der finnischen Stadt Terioki gebildete Volksregierung „das ganze Volk Finnlands zum entschiedenen Kampf für den Sturz der Tyrannei der Henker und Provokateure des Krieges“ auf. Am darauffolgenden Tag (2. Dezember 1939) schloss diese fiktive Regierung im Namen einer ebenso fiktiven „Demokratischen Republik Finnland“ einen „Pakt über gegenseitige Hilfe und Freundschaft zwischen der Sowjetunion und der Demokratischen Republik Finnland“ mit der Sowjetunion ab.

Die Zeitungen oder Radiosendungen waren daraufhin voller Berichte wie „Das ganze Land unterstützt das finnische Volk in seinem Kampf für die demokratische Republik“ oder „Die finnischen Soldaten begrüßen die Volksrepublik Finnlands“ und dergleichen.

Anders als bei der Einverleibung der polnischen Territorien oder des Baltikums stieß das Vorrücken sowjetischer Truppen auf einen erbitterten Widerstand der finnischen Streitkräfte sowie des gesamten finnischen Volkes. Es kam zu monatelangen verlustreichen Kriegshandlungen. Das Ergebnis des Angriffs: Finnland verlor 11 Prozent seines Territoriums, musste sich neutral erklären und rückte für Jahrzehnte in eine politisch-militärische Abhängigkeit von der UdSSR. Der Begriff „Finnlandisierung“ wurde publik.

Im Vergleich etwa zu den baltischen Staaten behielt das Land immerhin seine staatliche, wenn auch stark eingeschränkte, Unabhängigkeit.

¹ Dieser Beitrag ist Teil einer Serie, die Dr. Viktor Krieger fortlaufend auf der Seite des BKDR veröffentlicht.



HANNES HOFMAN

Von Ende August bis Ende Oktober 2021 war ich als Kurzzeitmissionar mit der Missionsgesellschaft OM („Operation Mobilisation) in Kobadin/Cobadin. OM arbeitet in Rumänien in Weidenbach/Ghimbav in Siebenbürgen, in Bukarest, in Padureni südlich von Bukarest und in Cobadin in der Dobruša.

In Cobadin geschieht die Missionsarbeit im Rahmen der dortigen Pfingstgemeinde



Pfingstkirche in Kobadin/Cobadin



Ehemals deutsche evangelische Kirche in Tariverde

(Biserica Pentecostala Elim Cobadin). Deren Gebäude befindet sich in Cobadin in der Ortsmitte gleich neben dem Hauptplatz (Sos. Viisoarei 2). Die Gemeinde setzt sich zum Teil aus ehemals orthodoxen Rumänen, zum Teil aus ehemals muslimischen türkischsprachigen Roma zusammen. Gottesdienstsprache ist aber ausschließlich Rumänisch.

Jeden Sonntag Nachmittag kommen ca. 25 Gottesdienstbesucher. Zur Gemeinde kann nur gehören, wer sich bekehrt, sich

taufen lässt und nach seiner Taufe nie mehr Alkohol trinkt oder raucht. Die Gemeinde hat einen jungen Pastor, Alex Capverde (23 Jahre alt, zwei Kinder). Er ist Rumäne, seine Urgroßmutter war aber Deutsche. Neben ihm und seiner Frau arbeiten als Missionare in Cobadin noch ein Missionarseehepaar (er aus den Niederlanden, sie aus Moldawien), in deren Haus im Neubaugebiet am Ortsanfang von Cobadin ich wohnen konnte, weil sie zu der Zeit auf Heimaturlaub waren. Und zudem

zwei Missionarinnen aus den USA und den Niederlanden.

Meine Aufgaben dort war die Unterstützung der Gemeindegliederarbeit. Zum einen in der klassischen Gemeindegliederarbeit (Gottesdienst, Hausbesuche, Kindergruppe, Jugendgruppe, Männerkreis), zum anderen gab es auch diakonische Arbeit wie das Verteilen von gespendetem Essen, Kleidung, Möbeln usw. Sprachlich war es natürlich anfangs schwierig, weil bis auf einen einzigen Roma niemand Deutsch konnte und auch nur wenige Englisch. Bei meinem ersten Hausbesuch in einer türkischsprachigen Familie konnten wir uns nur mit etwas Spanisch und Händen und Füßen verständigen. Aber mit der Zeit wurde es sprachlich besser. Im Gottesdienst habe ich den Bibeltext auf Rumänisch gelesen und auf Englisch gepredigt, was Pastor Alex dann Satz für Satz übersetzt hat. Im Männerkreis, zu dem nur türkischsprachige kommen, konnte der eine Roma, der Deutsch kann, ins Türkische übersetzen. Neben Cobadin hält die Pfingstgemeinde auch noch Gottesdienste in Viisoara

und Deleni ab. Die große „Mutterkirche“ der Gemeinde in Cobadin ist die große Pfingstgemeinde in Medgidia.

Natürlich habe ich den deutschen Friedhof in Cobadin besucht. Schade, dass er so überwuchert ist. Auch die ehem. deutschen evangelischen (heute orthodoxen) Kirchen in Kodschalie/Cogealia/Lumina, Tariverde und Kodschalak/Cogealac, das ehemals evangelische Bethaus in Cobadin, die katholische Kirche in Malkotsch/Malcoci und die Begegnungsstätte der Deut-

schen in Constanta habe ich gesehen (allerdings alles leider nur von außen). Auch in Neue Weingärten/Viile Noi habe ich mich auf Spurensuche begeben. Ebenso bei einem Ausflug nach Bulgarien in Tschobankuius/Ciobancuius/General Toschewo. Dort habe ich aber leider keine deutschen Spuren gefunden.

Neben Cobadin konnte ich auch die Missionsarbeit von OM in Padureni erleben. Dort ist es sehr beeindruckend, wie sich die Lebensweise der dortigen Roma durch ihren Glauben positiv verändert hat.

Frühling im Dorf



*Morgens früh, wann d Vögel singen,
'Tauba nach em Futter springen,
wann dr Bauer futtra geht,
noch eb d Sonn' am Himmel steht.*

*Wann im Garta d Enta schnattren,
uf dr Leiter d Hühner flattren,
d Gäns am Bronnatrog sich streiten,
d Lämmer uf dr Weid drauß weiden.*

*On wann no noch Kälble blärren,
d Pferd am Futtertrog romzerren —
on wann sich dr Storch eistellt,
dann isch s Frühling uf dr Welt.*

*Ja dann werd im große Boga
dr Waga aus em Schopfa zoga,
d Siela, d Woog on d Ackerkett
kommen onters Wagabrett.*

*On dann werd dr Pflug agbonka,
s Wasserfaß werd feschbt zubonda,
schnell noch werren d Pferd ufgschirrt,
naus uf d Stepp gehts onbeirrt.*

*Jetzt, wo d Sonn' am Himmel steht,
do werd g'ackert, g'eggt on g'säet,
on mit bischt on bott on hoo
isch dr Frühling eindlich do!*

Alida Schielke-Brenner



Archivbild

Bisher wurden 44 Sakralbauten beschädigt

Bei den seit einem Monat andauernden Kampfhandlungen in der Ukraine sind nach offiziellen Angaben 44 religiöse Bauten beschädigt worden.

Laut ukrainischen Behörden sind 36 orthodoxe Kirchen, je drei protestantische und jüdische Gotteshäuser, eine römisch-katholische Kirche und eine Moschee betroffen. Einige der Gebäude seien vollständig zerstört, darunter auch historische Kirchen, einige seien teilweise beschädigt. Sie befinden sich in den Regionen Kiew, Donezk, Zhytomyr, Zaporizhzhja, Luhansk, Charkiv und Tschernigovsk.

NÖK, 24.3.2022

Ukraine: Erstes Kloster verlässt das Moskauer Patriarchat

Nach zahlreichen Gemeinden hat nun auch ein Kloster der Ukrainischen Orthodoxen Kirche (UOK) seinen Übertritt zur Orthodoxen Kirche der Ukraine (OKU) bekannt gegeben.

Der Vorsteher des Auferstehungs-Neuathonitischen-Klosters in Lviv, Abt Job Olschanskij, erklärte am 20. März, sich mit seiner Gemeinde der (OKU) anzuschließen. Den Übertritt bestätigte der Bischof der Eparchie Lviv der OKU, Metropolit Makarij (Maletitsch).

Da in der Ukraine ja schon eine orthodoxe Lokalkirche existiere und „unser Zögern uns zu Kollaborateuren Russlands macht“, war sein Schritt zum Wechsel klar gewesen. Er wolle jetzt mit seinen Gläubigen für den ukrainischen Staat, die ukrainische Regierung und Armee beten.

In der Eparchie Lviv ist zudem der Vorsteher der Fürbittkirche in Tschervonograd mit seiner Gemeinde von der UOK, die zum Moskauer Patriarchat gehört, zur OKU übergetreten. In der Tscherkassischen Oblast ist ebenfalls eine Gemeinde übergetreten, offenbar einstimmig. Sie habe den russischen Patriarchen Kirill schon lange nicht mehr commemoriert (in ihren Gottesdiensten den Patriarchen zitiert und für ihn gebetet) und den Austritt aus der UOK schon länger geplant. Ausschlaggebend sei nun gewesen, dass Kirill den Überfall auf die Ukraine gutheiße. Der Hl. Synod der OKU hat in seiner Sitzung am 21. März eine Resolution verabschiedet, wie sich religiöse Einrichtungen der UOK der OKU anschließen können.

Karl-Heinz Ulrich/NÖK, 24.3.2022

Bischof Schwartz in Charkiw

In meiner Stadt Charkiw, der zweitgrößten der Ukraine, war es vom ersten Tag des Krieges an lebensgefährlich. Es gab nicht nur Raketenangriffe auf militärische Ziele, sondern auch Schüsse auf die zivile Infrastruktur und auf Zivilisten. Die Gewalt traf uns wirklich wie ein Schock. Unser Leben änderte sich radikal – innerhalb von nur drei, vier Tagen. Seither verbringen wir die Nächte unter der Erde: in Kellern und U-Bahn-Schächten.

Alle, die konnten, sind ins Ausland geflohen oder wenigstens in die Westukraine. Unsere lutherische Himmelfahrts-Gemeinde hat ihre Kirche zwar am Stadtrand, in relativer Sicherheit. Aber auch meine Frau mit unseren Töchtern ist weg. Sie leben nun bei Verwandten in Polen. Meine Frau hilft dort geflüchteten Gemeindegliedern, die wiederum anderen Flüchtlingen helfen.

Ich selber verbringe seit Kriegsbeginn die meiste Zeit des Tages auf der Straße. Ich helfe, Ausgebombte in Sicherheit zu bringen oder Essen an sie zu verteilen. Aber das Wichtigste ist, bei den Menschen zu sein, ihnen zuzuhören, mit ihnen zu beten.

Zur Waffe greifen darf ich als Bischof oder Pfarrer eigentlich nicht. Aber wir haben kein striktes Waffenverbot, und ich habe als junger Mann Militärdienst geleistet. Natürlich bin ich auch für unsere Soldaten da. Beschützt wird Charkiw vom ukrainischen Militär, vom Sicherheitsdienst der Ukraine und von der Landesverteidigung. Besonders dankbar bin ich unserer Armee und der Stadtverwaltung. Sie sorgen dafür, dass alle Brände gelöscht werden, dass wir Strom haben und dass es trotz Dauerbeschuss in den meisten Stadtteilen bislang keine humanitä-

re Katastrophe gab. Man kann einkaufen, allerdings mangelt es an bestimmten Medikamenten. Und die öffentlichen Verkehrsmittel sind lahmgelegt. Das Risiko, sie zu benutzen, ist einfach zu groß.

Wie sicher es ist, sich in der Stadt zu bewegen, das ändert sich ständig. Deshalb ist es mir auch nicht wichtig, wie viele unserer Gemeindeglieder jetzt sonntags zur Kirche kommen. Gottesdienst findet zwar statt, aber wir haben keinen Luftschutzkeller. Die nicht zur Kirche kommen können, besuche ich.

Ob ich Angst habe, das ist schwer zu sagen. Es wechselt. Ich bin mir bewusst, dass ich, wenn ich einschlafe, vielleicht nicht mehr aufwache. Dass ich irgendwohin gehe und vielleicht nicht zurückkomme.

Kraft gibt mir jedoch mein Vertrauen in Gott. Die Gemeinschaft mit anderen Gläubigen. Die Hilfe von Freunden und Bekannten. Und ich bin froh, dass so viele Kirchen im Ausland unseren Flüchtlingen helfen. Auch, dass militärische Hilfe aus dem Westen kommt. Ich wünsche mir, dass alle Kirchenoberhäupter klar sagen, wer in diesem Krieg Opfer und wer Täter ist. Am wichtigsten ist mir aber, dass dieser Krieg schnell endet.

Wir wollen einen gerechten Frieden. Und dazu gehört, die Wahrheit beim Namen zu nennen. – Die Ukraine hat provoziert? Nein, Russland hat angegriffen! Die russischen Propagandalügen müssen ein Ende haben. Und ich bin gegen die Preisgabe von Land und Leuten. Wir brauchen eine Kombination aus militärischen Maßnahmen und Verhandlungen. Aufgeben wäre falsch.

DELKU

Der Monatspruch Mai 2022

Ich wünsche dir in jeder Hinsicht Wohlergehen und Gesundheit, so wie es deiner Seele wohlhergeht.

3. Johannes 1,2 (E)

ANDREA AIPPERSBACH

Der 3. Johannesbrief ist ein Brief, der sich an einen engen Freund richtet. Gaius heißt er, und die Zeilen, die ihm gewidmet sind, stecken voller guter Wünsche. In jeder Hinsicht sollen Gesundheit und Wohlergehen den Freund und geistlichen Bruder umhüllen. Da seufzt man beim Lesen unwillkürlich auf. Denn das wünschen wir uns ja tatsächlich für unsere Freunde, für die Familie und natürlich auch für uns selbst: ein Leben voller Gesundheit und Wohlergehen.

Gute Wünsche allein vermögen natürlich nicht, den anderen rundum glücklich zu machen. Aber es ist dennoch wichtig, dass gute Wünsche ausgesprochen werden.

Letztens hörte ich im Radio, dass in Deutschland erschreckend viele Menschen unter chronischer Einsamkeit leiden. Sie werden krank an Körper und Seele, weil sie zu oft allein sind. Wir brauchen eben den anderen, den Freund, den Nachbarn, den Mitchristen, dem unser Wohlergehen wichtig ist. Der uns anruft – einfach mal so. Oder der uns über den Gartenzaun hinweg einen schönen Tag wünscht.

Der Theologe und Pfarrer Dietrich Bonhoeffer schreibt in seinem 1938 erschie-

nenen Buch „Gemeinsames Leben“: „Der Christus im eigenen Herzen ist schwächer als der Christus im Worte des Bruders“. Menschen brauchen die zuversichtlichen, warmen und glaubensstarken Worte eines anderen, um gesund bleiben zu können. Auch ein Sprichwort weiß „Das Wort, das mir hilft, kann ich mir nicht selbst sagen“. Im Grunde ist unser Monatsspruch also eine Einladung zum Nachahmen: Wir sollen anderen Menschen gute Wünsche zusprechen und zwar nicht nur zum Geburtstag. Aber ist das nicht viel zu banal? Manchmal tun wir uns schwer mit der Vorstellung, dass Gott tatsächlich Interesse haben könnte an unserem einfachen Glück. Auch dazu hat sich Dietrich Bonhoeffer Gedanken gemacht. Der Widerstandskämpfer im Nationalsozialismus schrieb „Es gibt Christen, die geistlicher

sein wollen als Gott selbst. Sie reden gern von Kampf, Entsagung, Leiden und Kreuz, aber es ist ihnen fast peinlich, dass die Heilige Schrift eben nicht nur davon, sondern gar nicht oft genug von dem Glück der Frommen, von dem Wohlergehen der Gerechten sprechen kann. Sie sagen dann wohl, das sei alttestamentlich und überholt. Der wahre Grund ihrer Verlegenheit aber liegt darin, dass ihr Herz zu eng ist, um die ganze Freundlichkeit Gottes zu fassen, zu eng, um Gott auch in der Fülle der irdischen Gaben zu ehren.“ (aus: Illegale Theologenausbildung: Sammelvikariate 1937–1940, DBW Band 15, Seite 50).

In Zeiten, in denen seelische Krankheiten immer mehr ins Bewusstsein von Gesellschaft und Arbeitgebern rücken, sollten uns diese Zeilen nachdenklich machen.

Menschen, die sich selbst ausbeuten, sind für niemanden hilfreich. Insofern ist der Monatsspruch für den Mai eine Einladung zum Einfacher-Werden. Simplicité, Einfachheit – das war eines der Lieblingsworte von Frère Roger, dem Gründer der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé. Das Vorbild für ihn war Jesus. Denn in den oft ganz einfachen Begegnungen zwischen Jesus und seinen Mitmenschen – beim gemeinsamen Essen oder einem Gespräch am Brunnen – passierte das Eigentliche: Befreiung.

Achten Sie doch einmal in diesen Wochen auf solche wohltuenden Momente, und pflegen Sie sie. Und genießen Sie die gesellige Runde mit einem Glas Maibowle oder einem Stück Erdbeerkuchen. In diesem einfachen Glück steckt viel gottgewollte Kostbarkeit!

Predigt zu Rut 1, 1-17

Vorbereitet für den Sonntagsgottesdienst am 14.11.2021 in Bad Sachsa

EGBERT SCHLARB

Eine erstaunliche Geschichte, diese Geschichte von Rut, der Fremden, der Ausländerin! Am Ende steht sie sogar in einer königlichen Ahnenreihe, und der Evangelist Matthäus führt sie als eine von vier Frauen im sonst patriarchalen Stammbaum Jesu. Ruts Geschichte ist die einer mutigen Frau und ihres beispielhaften Handelns, dass ein Miteinander der Generationen gelingen kann. Ihre Geschichte gibt uns zugleich einen tiefen Einblick in die sozialen und rechtlichen Verhältnisse der damaligen Zeit – und vielleicht darüber hinaus.

Genau genommen ist es ja die Geschichte zweier mutiger Frauen – die von Rut und Noomi, ihrer Schwiegermutter. Sie tragen beide dazu bei, dass Beziehung gelingt und so zu einer gemeinsamen Geschichte wird. Zu Beginn sind es drei Frauen, die miteinander unterwegs sind. Noomi und ihre beiden Schwiegertöchter Orpa und Rut, die alle ein schweres Schicksal verbindet: Noomi hat den Mann und beide Söhne verloren, Orpa und Rut je ihren Mann. Das harte Los verbindet.

Jahre zuvor wegen einer Hungersnot mit ihrer Familie ins Land Moab gekommen, will Noomi wieder zurück nach Juda und in ihre Heimatstadt Bethlehem. Die Not ist vorüber, die Familie verloren, was hält sie noch in der Fremde? Beide Schwiegertöchter haben ein gutes Verhältnis zu Noomi, hängen sehr an ihr und wollen zunächst mit ihr ziehen. Doch diese wehrt energisch ab: „Kehrt doch um, meine Töchter! Ich kann euch nicht zumuten, dass ihr das bittere Schicksal teilt, das der Herr mir bereitet hat.“

Sie will den beiden nicht ihre Zukunft verbauen. Sie weiß: Als alleinstehende, als ver-

witwete Frauen hätten sie es schwer in einem fremden Land. Bei ihren Familien jedoch wären sie versorgt, hätten die Möglichkeit, sich eine neue Zukunft aufzubauen. Eine sehr uneigennützig Schwiegermutter, die Noomi – im Blick allein das Wohl ihrer Schwiegertöchter.

Orpa ergreift die Gelegenheit und verabschiedet sich unter Tränen, Rut dagegen weigert sich. Und dann lesen und hören wir die so bekannten und anrührenden Worte: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“

Wo liegt der Antrieb, der Grund zu solch großen Sätzen? Eine große Portion Verantwortungsgefühl wird dabei sei. Rut weiß, dass Noomi sonst ganz auf sich allein gestellt wäre. Sie ist schon zu alt, um sich selbst gut versorgen zu können. Und ob die entfernte Verwandtschaft in der Heimat sich wirklich um sie kümmern würde, ist ungewiss. Wenn nicht, sähe es schlecht aus für Noomi. Ein Sozialversicherungssystem gab es zu damaligen Zeiten nicht. Wer alt war, blieb völlig auf den Familienverband angewiesen.

Zum Verantwortungsgefühl kommt für Rut aber noch etwas Anderes hinzu: „Wir beide haben eine gemeinsame Leidensgeschichte. Nach dem, was wir erlebt haben, will und kann ich nicht einfach zu meinem früheren Leben zurück.“ Und so ist für sie klar: „Wir bleiben eine Familie, gerade jetzt, wo Noomi mich braucht.“ Und so setzt sich Rut durch, und die beiden gehen gemeinsam diesen Weg weiter.

In Bethlehem kommen sie mit leeren Händen an, müssen sehen, wo sie bleiben und wie sie sich versorgen. Rut tut das Nahelie-

gendste. Es ist Erntezeit, sie geht wie viele andere auch zur Nachlese auf die Felder und sammelt, was während der Getreideernte an Ähren liegen geblieben ist. Das ist das alttestamentliche Armenrecht, es ist göttliches Gebot (5. Mose 24).

Schnell spricht es sich im Ort herum: „Noomi ist zurückgekehrt, mit ihrer Schwiegertochter, der Heidin aus Moab. Habt ihr gesehen, wie die sich um ihre Schwiegermutter sorgt und kümmert?“ Die Leute sind beeindruckt, und Rut erwirbt sich Respekt. Auch Boas, ein Großgrundbesitzer, auf dessen Feldern Rut Ähren sammelt, hört davon. Er ist so beeindruckt von ihrem Tun, dass er seine Leute anweist, sie während der Tageshitze auf dem Feld mit Trinken zu versorgen.

Das hatte Rut nicht erwartet, als Fremde, als „Heidin“ so gut behandelt zu werden! Sie erzählt es Noomi, und diese ermutigt sie: „Sammle weiter auf den Feldern von Boas, damit dir niemand woanders vielleicht etwas zu Leide tue.“ Und freut sich für Rut. Dabei überlegt sie insgeheim schon, wie sie ihr helfen könnte, sich hier eine neue Zukunft aufzubauen. Denn sie weiß ja, dass Boas ein entfernter Verwandter ist. Und Verwandte sind verpflichtet, einander zu helfen – bis dahin, dass ein Mann die Witwe eines verstorbenen Verwandten heiraten soll, damit sie wieder versorgt ist. Schließlich spricht Noomi Rut auch direkt darauf an: „Meine Tochter, ich will dir eine Ruhestätte suchen, dass dir's wohlgehe“, so der alttümlich wirkende Bibeltext (Rut 3,1). Will heißen: „Ich möchte, dass du wieder einen Mann und ein Zuhause bekommst.“

Und sagt ihr von Frau zu Frau genau, was nun zu tun sei, um Boas zu gewinnen ...

Diesmal ist es Rut, die nun dem Rat der Älteren folgt, denn auch sie wünscht sich einen neuen Anfang und eine eigene Familie. Der Plan geht auf, es kommt zum glücklichen Ende: Boas heiratet Rut, und sie bekommen einen Sohn, Obed – im Stammbaum dann der Großvater Davids.

Für alle Beteiligten ist diese Wendung ein Segen. Der ganze Ort freut sich für Rut und Noomi, und einige Frauen sagen zu Noomi: „Gelobt sei der Herr, der dir heute den Löser nicht versagt hat! Sein Name werde gerühmt in Israel! Der wird dich erquicken und dein Alter versorgen. Denn deine Schwiegertochter, die dich geliebt hat, hat ihn geboren, die dir mehr wert ist als sieben Söhne.“

Liebe Gemeinde, die Geschichte von Rut und Noomi ist schon eine besondere Geschichte, eine Ideal-Geschichte. Nicht nur als die einer besonderen Beziehung zwischen zwei Frauen unterschiedlichen Alters oder weil sie aus einer ganz anderen Zeit erzählt. Einer Zeit, wo die Frage der Versorgung und der rechtlichen Sicherung für Frauen ein ganz anderes Gewicht hatte. Da hat sich bis heute – Gott sei Dank – ganz vieles verändert. Hier, bei uns, brauchen Frauen keinen männlichen Versorger oder „Löser“ mehr, sondern können selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen, und vieles, vieles, vieles mehr. Aber das ist noch gar nicht so lange so! Und dass es eine „Gleichberechtigung von Mann und Frau“ gibt – das ist eine neuzeitliche Entwicklung. Die Realitäten zu damals – auch denen in Bessarabien des 19. und 20. Jahrhunderts – sehen zwar anders aus, aber trotzdem hat man manches Mal den Eindruck, dass wir irgendwie immer noch „im Mittelalter“ sind. Sind wir wirklich so weit von dieser Erzählung entfernt?

Was können wir heute noch von dieser alttestamentlichen Geschichte lernen? Bei Rut sehen wir vor allem Wertschätzung und Verantwortung für die Älteren, die Vor-Generationen. Abgesehen auch hier von unseren heutigen Versorgungsmöglichkeiten – und die Pandemie hat es ja überdeutlich gemacht –, diesen Menschen zu zeigen und sie spüren zu lassen: Du bist mir wichtig. Du bist mir etwas wert und gehörst zu mir – auch und gerade wenn deine Kräfte nachlassen. Ich schätze deine Lebenserfahrung und will nicht einfach alles über Bord werfen, was dir wichtig ist – sondern ich höre darauf und nehme das ernst. Wir bleiben in Beziehung!

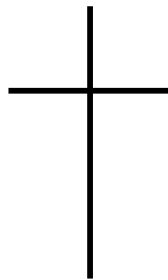
„Dein Gott ist mein Gott“, hat Rut ja zu Beginn zu Noomi gesagt. Das kann auch heißen: Dein Glaube, deine Glaubenserfahrung – das ist ein Schatz. Davon will ich lernen. Es ist schön, wenn du deinen Kindern und Enkeln davon weitergibst in Geschichten und Ritualen. Wir kennen die Rede vom „Traditionsabbruch“, dass viele Traditionen, gerade auch Glaubenstraditionen abbrechen und innerhalb der Familien nicht mehr weitergegeben werden. Ich denke, das kann auch eine wichtige Rolle der Älteren sein: Sich Zeit nehmen und Rituale pflegen, etwa mit den Enkelkindern durch das Kirchenjahr gehen, die Festzeiten erklären und gestalten und ihre Werte vermitteln.

Verantwortung, gepaart mit Wertschätzung für die Älteren – das können wir bei Rut sehen. Und bei Noomi? Sie verliert ja nie aus dem Blick, was die Jüngere braucht und dass sie mehr ist als nur ihre Versorgerin. Sie wünscht, dass Rut sich wieder ein eigenes Leben aufbauen kann. Übertragen kann das bedeuten: den Jüngeren Freiraum geben, sie nicht „anbinden“ oder ihnen mit „Traditionen“ ihre Entwicklungen zuzubauen („Das macht man so nicht!“), zu vertrauen, dass auch andere Wege ein gutes Ziel haben. Die Ältere lässt die Jüngere teilhaben an ihren Erfahrungen, zugleich bestärkt sie sie aber in ihrem eigenen Weg, hält sie nicht für sich selbst fest, klammert nicht.

Rut, eine wahrhaftige Ideal-Geschichte – so kann das Leben auch gehen, wenn wir einander bereichern, wenn wir miteinander auf dem Weg sind, einander wertschätzen und einander unterstützen, wenn Fremdes eine neue Heimat finden kann. Nicht auf dem Reden, sondern auf dem Tun liegt Gottes Segen. Amen.

Einschlafen dürfen,
wenn man das Leben
nicht mehr selbst
gestalten kann,
ist der Weg zur Freiheit,
und Trost für alle.

Hermann Hesse



Rottweil / Oberndorf, im März 2022

Johannes Schlauch

* 11. Januar 1919 † 13. März 2022

Wir haben uns von unserem Vater, Großvater und Urgroßvater in aller Stille verabschiedet und ihn auf seinen Wunsch im engsten Familienkreis beigesetzt. Wir danken allen, die ihm in seinem Leben Gutes getan haben

In stiller Trauer:

Gudrun Horacek mit Familie

Dr. Dieter Schlauch mit Familie
und alle Angehörigen

Ziegelbronn, 08.03.2022

Solange deine Kräfte reichten, warst du zum Schaffen stets bereit.
Nun ruhen deine fleißigen Hände, wir verneigen uns in Dankbarkeit.

Traurig nehmen wir Abschied von meinem lieben Mann, unserem treusorgenden Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa, Schwager und Onkel.

Eduard Weiß

* 04.10.1928 Borodino † 08.03.2022 Mainhardt

*Und immer sind Spuren deines Lebens da.
Augenblicke, Gedanken, Werke, Bilder und Gefühle.*



Danke, dass du immer für uns da warst.

In Liebe

Deine Erna

Deine Kinder Heidi mit Karl-Heinz,

Roland mit Monika,

Günter mit Renate und ihren Familien

und alle Angehörigen



Günther Vossler

*05.06.1949 † 21.11.2021

Es ist so schwer, einen lieben Menschen zu verlieren; aber es ist wohlthuend so viel Anteilnahme zu empfangen.

Wir danken von Herzen für die vielen Zeichen der Anteilnahme, die Anzeige des Bessarabiendeutschen Vereins sowie alle Berichte, Nachrufe und freundschaftlichen Zeilen, die in diesem Mitteilungsblatt abgedruckt wurden. Die damit zum Ausdruck gebrachte Verbundenheit zu meinem Ehemann hat uns tief bewegt.

Herzlichen Dank.

Hanna Vossler
mit allen Kindern und Angehörigen

Die alten Bessarabier gehen heim ...

Nachruf auf Robert Sasse

Am 28. Februar 2022 erhielt ich die Nachricht, dass Robert Sasse in den frühen Morgenstunden verstorben ist. Wer war Robert Sasse? Für mich war er mein Onkel und das letzte Stück Heimat, das mir nach dem Tod meiner Eltern geblieben war.



Robert Sasse wurde am 13. Januar 1933 in Maraslienfeld, Bessarabien, geboren. Er war das 8. Kind seiner Eltern Johannes und Christiana Sasse. Robert hatte noch fünf Brüder und vier Schwestern. Im Alter von sieben Jahren, er war gerade in die Schule gekommen, verließ die Familie Sasse, am 6. Oktober 1940, das Heimatdorf, um auf den langen Weg der Umsiedlung nach Deutschland zu gehen. Das Ziel war das Umsiedlungslager in Lautschnei, Sudetenland, wenige Kilometer von Gablonz entfernt. Hier begann für Robert noch einmal die Schule. Er erzählte später „Ich bin dreimal in die Schule gekommen.“ Diesen dritten Schulbeginn hatte er in Leschnitza, dem Ansiedlungsort der Familie im Warthegau. Er war dann auch ein guter Schüler. Als die Klassenlehrerin bei seinen Eltern vorsprach und Robert für eine höhere Schule vorgeschlagen hatte, war die Antwort des Vaters: „Um in den Himmel zu kommen, muss man nicht schlau sein!“ Damit war das Thema Schulwechsel vom Tisch. Ähnliches wiederholte sich noch einmal. Als für Robert acht Schuljahre vergangen waren, nahm der Vater ihn von der Schule, obwohl er infolge der Flucht noch nicht das Klassenziel der 8. Klasse erreicht hatte. Das war dann schon in dem Dorf Wildenhain, Kreis Torggen, in Sachsen. Hier war die Flucht der Familie zu Ende gegangen und man hatte eine neue Bleibe gefunden. Es war notwendig, dass Robert seinen Teil zum Lebensunterhalt der Familie beitrug. Und Robert hatte Glück, er konnte beim dortigen Dorfbäcker eine Lehre beginnen. Diese verlief gut für ihn und es folgten einige Gesellenjahre bei verschiedenen anderen Bäckermeistern. Sein Ziel war es, selbst die Meisterprüfung abzulegen. Dafür wechselte er nach Leipzig. Robert war durch sein Elternhaus christlich geprägt. Für die Machthaber in der jungen DDR hatte er keine Sympathien. So war er ein begeisterter und aktiver Anhänger der Ereignisse im Juni 1953 in Leipzig. Nur mit großem Glück konnte er dabei einer Verhaftung entgehen. Er blieb auch später seinen Überzeugungen treu und mancher angeordneten Wahl fern.

**Nachruf
Günther Vossler**

Mit diesem Nachruf möchten wir unser letztes „Dankeschön“ unserem großen Freund, dem Ehrenvorsitzenden des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Günther Vossler, abstatten. Viele Jahre lang haben wir miteinander gearbeitet. Er besuchte oft Hoffnungsfeld, den Heimatort seiner Eltern und er fühlte sich hier wie zu Hause. In jeder Familie war er immer herzlich willkommen. Er interessierte sich sehr für das Leben der heutigen Einwohner, für die Entwicklung der Landwirtschaft zuerst im Sowchos und später dann für die Entwicklung der Nachfolgebetriebe in seinem Heimatdorf.



Dieser Nachruf in unserer Tageszeitung soll ein Zeichen der Trauer, Dankbarkeit und Verbundenheit mit Günther Vossler sein

Als Vorsitzender des Vereins hat er sehr viel zur Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Familien in Deutschland und in Bessarabien beigetragen. Viele von uns wurden oft bei ihm zu Hause freundlich aufgenommen. Auch hat er uns oft im Alexanderstift als Gäste empfangen. Nach einigen Jahren erfüllte sich auch sein Traum, denn mit Hilfe anderer Familien, die aus Hoffnungsfeld stammten und der heutigen Hoffnungsfelder wurde in seinem Elternhaus ein Museum eingerichtet.

Durch den Austausch von Schülern aus Deutschland mit Jugendlichen aus Bessarabien hat er als Vorsitzender des Vereins auch ganz neue geschichtliche Arbeitsfelder erschlossen. In den einzelnen Projekten und Seminaren wurde durch die Zusammenarbeit der Schüler und Studenten die verschiedenen geschichtlichen Bereiche erarbeitet. Das ist und wird sehr wichtig sein für die friedliche, und freundschaftliche Zusammenarbeit in der Zukunft.

Eine schwere Krankheit hat seiner Arbeit und seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Seine Arbeit wurde unterbrochen aber seine Ideen werden weiterleben und vom Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins weiterentwickelt.

Dem Bessarabiendeutschen Verein und der Familie sprechen wir unser herzlichste Beileid aus.

In dankbarer Erinnerung, die Freunde aus Arzis und Hoffnungsfeld.
Wir werden Günther Vossler ein ehrendes Andenken bewahren.

Anna Stajanova, Arzis

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart

Robert hatte Hannelore Pracht in der baptistischen Gemeinde kennen gelernt. Die beiden heirateten am 13. Juli 1957 in Luckenwalde, Brandenburg. Das Ehepaar eröffnete seine erste Bäckerei in Zwenkau bei Leipzig. Besonders mit seinem guten Kuchen konnte sich Robert bald an diesem Ort durchsetzen. Später wechselte er nach Leipzig und noch einmal nach Thekla, bei Leipzig. Seine Frau Hannelore stand ihm stets treu zur Seite und hielt als Geschäftsfrau alle Fäden fest in ihren Händen. Aus dem Paar wurde eine Familie, zu der vier Kinder und später noch neun Enkel und acht Urenkel dazu kamen. Und auch der Vater Johannes Sasse wurde in seinen letzten Lebensjahren im Haushalt aufgenommen, nachdem die Mutter 1973 verstorben war.

Und auch sonst führten Hannelore und Robert Sasse immer ein gastliches Haus. Nie blieb einem die Tür verschlossen, wenn man an ihr klopfte und um Aufnahme bat. Ich erinnere mich an viele schöne Aufenthalte in ihrem Haus und bin zutiefst dankbar, für die gemeinsam verbrachte Zeit.

Es kam die Wende und für Robert und Hannelore wurde es schwer, ihre bis dahin gut laufende Bäckerei weiter zu führen. Und es gab die ersten gesundheitlichen Probleme. Sie gaben ihre Bäckerei auf und Robert fand eine Tätigkeit als Hausmeister. Dann im Ruhestand angelangt, verkauften sie ihr Haus und nahmen sich eine kleine und seniorengerechte Wohnung in Leipzig – Gohlis. Hier hatten sie ein gutes Leben bis dann Hannelore krank wurde. Robert übernahm ihre Pflege bis zu ihrem Tod am 10.03.2011.

Das Leben nun allein war nicht leicht für ihn, aber er gab ihm Sinn und Inhalt. Robert hatte eine enge Bindung zu seinen Kindern und den Mitgliedern seiner Gemeinde. Er machte noch so manche Reise, auch nach Bessarabien und in seinen Geburtsort Maraslienfeld. Und Robert erinnerte sich immer gern an die Besuche der Bundestreffen, die ihm zweimal möglich waren. Er war Mitglied des bessarabiendeutschen Vereins geworden und freute sich immer auf das monatliche Mitteilungsblatt. Leider verschlechterten sich seine Augen und er bedauerte immer wieder, dass er nun darauf verzichten musste. Aber er machte noch täglich seinen Spaziergang und hatte Interesse am aktuellen Geschehen und dem Sport im Fernsehen.

Im Januar war er nun 89 Jahre alt geworden. In den letzten Monaten spürte er schon, dass das Leben für ihn beschwerlich geworden war. „90 werde ich nicht mehr.“ und „Ich bin bereit.“ waren seine Worte bei unseren Telefongesprächen noch vor ein paar Tagen. Aber er fragte mich auch nach unserem, für Pfingsten geplanten Familientreffen. Das war noch sein Ziel, das hatte er sich über die lange Corona Zeit so gewünscht. Doch es kam anders. In der Nacht zum

28. Februar ist er friedlich eingeschlafen, so, wie er es sich immer gewünscht hatte.

Robert Sasse wurde am 10. März 2022 auf dem Friedhof in Leipzig-Gohlis neben seiner Frau Hannelore zur letzten Ruhe gebettet.

Was bleibt, sind viele schöne Erinnerungen an einen Mann, der mein Onkel war und den ich in den letzten Jahren „Robert“ nennen durfte. Danke, Robert, für alles, was Du mir und meiner Familie Gutes getan hast.

Sigrid Standke, geb. Sasse

*Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen.
Job. 6, 37*

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von
unserem Bruder, Onkel und Großonkel

Edwin Schneider

* 29.04.1943 † 13.03.2022

In stiller Trauer
*Helma, Rudi, Gudrun
Melanie mit Jakob
Gerd und Axel
und alle Angehörigen.*

Die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung fand am
Donnerstag, 31. März 2022 in Möglingen statt.

Impressum

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR, Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart